



## झण्डिचेन ग्वाङ्गुड्डे उन्वे हिमालय ।. त्थौ

In diesem Tagebuch beschreibe ich unsere Urlaubsreise auf den indischen Subkontinent.  
Die Reise fand vom 19.2. bis zum 17.3.2020 statt.  
Landkarten dazu finden Sie auf Seite 99.





## Inhaltsverzeichnis

Warum Nepal?	5
Die Anreise	7
Kathmandu	8
Bhaktapur	21
Am Fuß der 8000er	31
Tempel & Klöster	34
Kathmandu ohne Programm	42
Patan und die Tieropfer	48
Pokhara	53
Ab in den Dschungel	66
Buddha	87





## Warum Nepal?

Erstmals wurde mir im Jahre 1995 Nepal als ein Reiseziel vorgeschlagen. Nicht etwa wie man vermuten könnte von meiner Frau oder einem freundlichen Mitarbeiter eines Reisebüros, nein, von dem Wetzlarer Gitarristen Manfred Herr mit dem ich zu diesem Zeitpunkt bereits viele Jahre in Sachen Musik als Techniker im heimischen Raum und auch darüber hinaus unterwegs war. Eine Konzertreise sollte es werden. Eine Konzertreise, eine Tour der Bluesband „Käpt´n Ahab and the red bananas“. Einer Band deren Berühmtheit nie den mittelhessischen Raum verlassen hatte. Fünf Musiker um den skurrilen Sänger Arnd Hoffmann, eben um Käpt´n Ahab.

Diese verrückte Idee reifte über die Wochen tatsächlich zu einem handfesten Plan heran. Der Schlagzeuger Andi Müller und dessen Lebensgefährtin hatten bereits verschiedene Kontakte nach Nepal geknüpft und das Land auch bereits bereist. Kathmandu das Ziel der Hippies in den 60er und 70er Jahren, die mit blumenbemalten VW-Bullis über den Autoput durch das damals noch existierende Jugoslawien, die Türkei weiter über Iran, Afghanistan und Pakistan ins Geburtsland von Buddha reisten. Über diesen Hippie Trail gelangten die damaligen Aussteiger auf der Suche nach einer nicht näher definierten Freiheit und der Hoffnung auf kostengünstige Versorgung mit bewusstseinsweiternden Drogen dahin, wo nun auch die Bluesmusiker aus dem provinziellen Wetzlar afroamerikanische musikalische Impulse abliefern wollten. Cat Stevens komponierte mit dem Titel Kathmandu förmlich den Soundtrack für den Hippie Trail, für die, die damals vor den Wohlstandsidealen der Mittelschicht und den bürgerlichen Zwängen der westlichen Welt entfliehen wollten. Dieser Cat Stevens, dem es jedoch nie gelang, den von ihm besungenen Sehnsuchtsort zu besuchen. Ebenso erging

es wohl Bob Seeger, der mit seinem gleichlautenden Song den Grundstein für die Berühmtheit von Bob Seeger and the Silver Bullet Band legte, aber ebenso wie Cat Stevens, sich wohl nie auf den Weg nach Nepal machte.

Ohne Internet war es im Sommer 1995 nicht einfach herauszufinden was an technischem Material in Nepal für die Durchführung von Konzerten überhaupt verfügbar war. Letztlich musste so ziemlich alles was an Tontechnik benötigt wurde mit Lufthansa Air Cargo eingeflogen werden. Um Kosten zu sparen verzichteten wir auf alles was schwer und nicht unbedingt notwendig war. Lautsprecherboxen wurden speziell für die Tour aus extrem leichtem Pappelholz angefertigt und so gebaut, dass sie, wie russische Matrjoschkas, ineinander verschachtelt den Weg an den Rand des Himalaja Gebirges antreten konnten.

Die Erlöse der Konzerte sollten in den Bau einer Dorfschule fließen. Alle Kosten, die mit der Tour in Verbindung standen, mussten daher die Mitreisenden selbst tragen. So flogen wir, nicht wie unsere Technik mit der Lufthansa, die als besonders sicher galt, sondern mit Air India, unsicher und unzuverlässig, dafür halt billig. Auch für die Unterbringung hatte der Schlagzeuger ein Hotel gefunden, in dem jede Übernachtung jeweils nur ein Dollar pro Gast kostete.

Nachdem so ziemlich alles geplant und gebucht war, stand plötzliche meine Teilnahme an der musikalischen Reise auf der Kippe, unsere erste Tochter, Ronja, hatte sich angekündigt. Der errechnete Geburtstermin lag recht nah an dem gebuchten Abreisetag. Letztlich kam Ronja rechtzeitig und ich konnte die Reise antreten.

Für die Musikliebhaber in Nepal war es schon etwas ganz besonderes, dass eine Band aus Europa in Kathmandu Konzerte gab. Für die Vorbereitung, das Herrichten der Technik und zum Proben stand uns damals ein Aschram, also ein Übungsraum zur Verfügung. Bei einem Open-Air-Konzert auf dem Gelände der Deutsch-Nepalesischen Handelskammer lernten wir eine Delegation von Bundestagsabgeordneten kennen von denen es einige für unpassend hielten, dass deutsche Musiker in Nepal kein deutsches Kulturgut zum Besten gaben. Die Nepalis die dann das öffentliche Konzert in der ehrwürdigen Royal Concert Hall besuchten sahen dies, und das konnten wir ihnen sehr deutlich ansehen, ganz anders. Wie Weltstars wurden die langhaarigen Bluesmusiker aus Wetzlar gefeiert.



Die überaus eindrucksvollen und positiven Erlebnisse auf dieser Reise wurden jedoch von der Tatsache getrübt, dass sich irgendwelche Einzeller in meinem Verdauungstrakt eingenistet hatten und sich erst nach der Heimkehr mittels starker Medikamente dezimieren ließen.

Auf einen Kontakt aus dieser Zeit konnte ich nun bei der Planung unserer Reise auf den indischen Subkontinent

zurückgreifen. Nanda Kulu, unsere damalige Tourmanagerin fand ich unverhofft bei Facebook. Schnell war ein Kontakt hergestellt, Bilder von damals ausgetauscht und allerlei Small Talk gehalten. Sie hatte inzwischen verschiedene soziale Projekte in Nepal an den Start gebracht und war noch immer im Besitz ihres Musikgeschäftes. Sie bot sofort an uns bei der Planung und Durchführung unserer Reise zu unterstützen.



Innenpolitisch hatte sich seit 1996 inzwischen viel ereignet. Die Planungen zu einer zweiten Tour der Bluesband in den Himalaja mussten aufgrund des Vormarsches der Maoisten und den damit verbundenen Unruhen eingestellt werden. Nach längeren Auseinandersetzungen wurde in 2008 die Monarchie abgeschafft und die Republik ausgerufen. Im Königshaus selbst kam es in 2001 zu einem Massaker, in dem nach offiziellen Angaben der Thronfolger aus Liebeskummer den Großteil seiner Familie mit einer Maschinenpistole auslöschte. Die Mehrheit der nepalesischen Bevölkerung geht jedoch davon aus, dass dieses Massaker von ausländischen Geheimdiensten organisiert wurde. Ganz offen wird von den Nepalis darüber gesprochen, dass sie den CIA als Drahtzieher der Bluttat vermuten.



Kaum hatte die junge Republik, die noch immer unter den korrupten Seilschaften aus royalen Zeiten litt, Fuß gefasst und das Land befriedet, zerstörte das Erdbeben in 2015 die Städte und die Hoffnung auf Wohlstand.

Die Orte die wir auf unserer Reise unbedingt besuchen wollten, hatte ich zwischenzeitlich an Nanda übermittelt und nach einigen Korrekturen, wir wollten etwas weniger Urbanes und mehr Wildes, sprich weniger Kathmandu und Pokhara und mehr Chitwan Nationalpark, stand der Reiseplan für die erste Etappe. Ebenso waren die gewünschten Stationen in Indien schnell benannt. Im Vordergrund stand die Suche nach der mächtigsten Raubkatze, dem Tiger. Dazu natürlich auch historische, religiöse und kulturelle Highlights wie das Taj Mahal oder die Stadt Varanasi am Ganges. Diese zweite Etappe wurde dann anhand meiner Vorplanung durch unser örtliches Reisebüro organisiert. Den Abschluss sollte ein Aufenthalt auf einer tropischen Insel bilden. Nach einiger Suche entschied ich mich für die Inselgruppe der Andamanen im Golf von Bengalen. Dazu konnte mir jedoch weder mein Lieblingsreisebüro noch irgendein Reiseunternehmen in Deutschland ein Angebot unterbreiten. So musste ich wohl oder übel auf deren Unterstützung verzichten und versuchen das Vorhaben auf eigene Faust auf den Weg zu bringen. Erste Buchungsversuche per Mail blieben erfolglos. Die telefonische Kontaktaufnahme stellte sich mehr als problematisch dar. Weniger die Zeitverschiebung war es die sich als Hindernis darstellte, viel eher die maximal unterschiedliche Aussprache der einfachsten englischen Begriffe. Irgendwann erhielt ich dann tatsächlich eine Mail mit den Zahlungsmodalitäten. Per Auslandsüberweisung verließen die indischen Rupien mein Konto in Richtung Osten. Es dauerte dann noch Wochen und bedurfte Nachforschungen bei meiner Bank, bis das Hotel auf der Andamaneninsel Havelock den Zahlungseingang bestätigte. Zu diesem Zeitpunkt waren alle Flüge bereits gebucht und wir bangten umso mehr, dass das mit den

Übernachtungen klappen würde. Zusätzlichen Nervenzickel verursachte die Tatsache, dass die Zubringerfähre von der Hauptinsel zu unserm Ziel frühestens acht Wochen vor dem angestrebten Reiseternin per Internetportal gebucht werden konnte, was dann aber tatsächlich problemlos funktionierte. In wie weit jedoch die Anschlüsse zeitlich passen würden stand, da sich die Flugzeiten der Inlandsflüge ständig änderten, bis zum Schluss nicht fest.

Aber nicht nur die Flugzeiten der Inlandsflüge änderten sich, auch der Flug von Dubai nach Kathmandu wurde vorverlegt. Dies verkürzte den Aufenthalt auf dem Airport in Dubai deutlich und bescherte uns einen zusätzlichen Vormittag in Kathmandu.

## Die Anreise

So starteten wir am 19. Februar 2020 in Frankfurt, das Gepäck exakt auf die Gewichtsbeschränkungen abgestimmt und mit viel Vorfreude auf eine ganz andere Welt in Richtung Nepal. In Dubai galt es das passende Gate für den Weiterflug zu finden. Der Shuttlebus vom Terminal 3 zum Terminal 2 war eine halbe Ewigkeit unterwegs und so lernten wir mitten in der Nacht so ziemlich alle Ecken des riesigen Flughafens kennen. Mit dem Billigcarrier der Emirates, also mit FlyDubai ging die Tour schließlich weiter.

Nach einer Reise von gut zwölf Stunden und 8.000 Kilometer erreichten wir endlich den Tribhuvan International Airport der Hauptstadt des Himalaya Staates Nepal. Die Sonne war bereits lange aufgegangen, als wir das Flughafengebäude betraten. Nun galt es die Einreiseformalitäten hinter uns zu bringen. Wir wussten, dass wir unsere Visa hier im Flughafenterminal erwerben mussten und kannten aus dem Internet auch den Preis von je 30 US\$. Natürlich schwebte uns vor, dass uns zur Abfertigung der Formalitäten ein hochamtlicher Staatsbeamter an

einem Schalter mit Formularen und diversen Stempel erwarten würde und dass wir uns zuvor an einer ellenlange Schlange anstellen müssten. Nichts von dem trat ein. An den schmucklosen Stahlbetonpfeilern des Terminals hingen auf Papier ausgedruckte QR-Codes zum Einscannen und so erfolgte die gesamte Beantragung der Visa mittels iPhone. Hätte ich es gleich richtig gemacht, wären wir sicher in weniger als einer Viertelstunde eingereist. Dummerweise hatte ich jedoch beim ersten Versuch die falsche Aufenthaltsdauer angegeben, wäre auch nicht schlimm gewesen, hätte dann jedoch das Doppelte gekostet. Ein erneuter Versuch klappte auch perfekt, allerdings nur bis ich zu einem netten Beamten in einer schicken Uniform kam. Im System war ich nun zweimal erfasst und das führte zu einigen Komplikationen im IT-System. So bildete sich nun hinter mir eine anwachsende Schlange von Einreisewilligen. Es dauerte einige Zeit bis dann endlich ein technikaffiner Beamte zur Hilfe eilte um den falschen Datensatz zu löschen. Die Reisepässe erhielten danach umgehend die notwendigen Eintragungen und wir zahlten das Eintrittsgeld in amerikanischen Dollars. Mit dem inzwischen vom Flieger eingetroffenen Gepäck ging es ohne weitere Aufenthalte direkt zum Ausgang. Dort winkte uns Nanda schon aus einiger Entfernung zu. Es folgte eine überaus herzliche Begrüßung und natürlich auch ein erstes Selfie für die Fotobibliothek im Handy und für die ganze Welt im Internet. Zur landestypischen Begrüßung gehörte es auch, dass wir von Nanda jeweils eine Blumenkette aus orangenen Tagetes, bei uns auch als Studentenblume bekannt, umgehängt bekamen.

### Kathmandu

Nanda hatte für unsere gesamte Zeit in Nepal einen Toyota Minibus mit Fahrer organisiert. So wurden wir nun von Rajkumar begrüßt, der uns in den nächsten Tagen sicher über die Straßen dieses hinreisenden Landes chauffieren würde und in dieser Zeit zu einem echten Freund werden

würde. Entgegen der Klimatabelle in unserem Reiseführer war es recht frisch und daher waren wir froh, dass unsere Körper noch auf das mittelhessische Februarwetter eingestellt und wir entsprechend eingekleidet waren. Bereits der Straßenverkehr rund um den Flughafen ließ erahnen, dass die Fahrt in die Millionenstadt etwas länger dauern würde. So drängelte sich Rajkumar mit seinem Minibus zwischen zahllosen Fahrzeugen hindurch immer in Richtung des Zentrums von Kathmandu. Natürlich war mir bewusst, dass sich in den vergangenen zwei Jahrzehnten vieles verändert hatte, dass der Verkehr zugenommen und sich die Bevölkerung aus den ländlichen Gebieten inzwischen auf der Suche nach Arbeit in die Metropole Kathmandu niedergelassen hat. Trotzdem war ich von dem Moloch, als den sich Kathmandu uns nun darbot, mehr als überrascht. Dabei war es hauptsächlich der immens angestiegene motorisierte Individualverkehr der uns auf der Fahrt in die Stadt auffiel. Anstelle von Motorrädern und Motorrollern gab es nun ebenso viele Autos in allen Größen und Klassen. Anstatt mit Fahrrädern fährt man nun mit Motorrädern und die damals das Straßenbild prägenden Rikschas befinden sich nun in der Minderheit. Leise war die pulsierende Hauptstadt sicher noch nie, aber nun erfüllte die Stadt ein wildes Konzert gespielt auf tausenden von Autohupen. Mit dem Anstieg der motorbetriebenen Fahrzeuge hat sich das Verkehrsrecht organisch weiterentwickelt. Ob es in Nepal so etwas wie die deutsche Straßenverkehrsordnung gibt ist mir nicht bekannt, und selbst wenn, hätte sie sicher nichts mit den Regeln der Straße zu tun. So waren wir mehr als froh, nicht selbst fahren zu dürfen.

In dem Stadtgebiet zwischen Flughafen und der Altstadt sind die Straßen annähernd entsprechend der Verkehrsdichte ausgebaut, dieser Zustand änderte sich, nachdem wir eine große Freifläche mit Rummelplatz und Riesenrad passiert hatten. Hier begann das Zentrum von Kathmandu und die Straßen wurden zusehends enger und letztlich



als Einbahnstraßen ausgeschildert, was jedoch augenscheinlich keine allgemeine Akzeptanz erfährt. So kamen uns reihenweise Zweiräder aller möglichen Ausführungen entgegen und auch gar mancher Lieferwagenfahrer nutzte die kurzen Wege entgegen der offiziellen Beschilderung. Das in Nepal, wie in vielen Ländern, in denen die Briten während der Kolonialzeit einmal vorbeigekommen sind, Linksverkehr gilt, spielt in dem alltäglichen Verkehrsgewimmel auch nur eine untergeordnete Rolle.

Für unseren Aufenthalt in Kathmandu hatte Nanda ein Hotel in direkter Nachbarschaft zum Stadtteil Thamel gewählt. Thamel ist das touristisch geprägte Ausgehviertel der Hauptstadt. Hier bekommen Touristen alles was ihre Herzen begehren. Restaurants, Cafés, Bars, Internet- und Wäscheservices sowie Souvenirshops reihen sich hier dicht aneinander. Den Überblick zu behalten kann daher etwas schwer fallen. Mandala Boutique Hotel, ein mehrstöckiges Gebäude, welches nur über eine enge, verwinkelte Sackgasse zu erreichen ist, sollte für die nächsten Tage unser Domizil sein. Ein älterer Herr in einer roten Uniform öffnete das gut gesicherte Tor und Rajkumar lenkte mit viel Geschick den Toyota Bus zum Eingang des Gebäudes. An der Rezeption wurden wir freundlich mit einem Willkommenstrunk empfangen und unser Gepäck umgehend auf unser Zimmer im dritten Stock gebracht.

Zusammen mit Nanda und ihrem Geschäftspartner, dem Inhaber der hiesigen Reiseagentur, trafen wir uns anschließend im Foyer um die Planung der nächsten Tage abzustimmen. Aufgrund der Feierlichkeiten zum Shivaratri Fest, dem heiligsten Feiertag der Anhänger des Gottes Shiva, empfahl er den Tag lieber am Rande des Himalaya Gebirges zu verbringen. Für unseren ersten Tag in Nepal bot sich Nanda für eine ganz persönliche Stadtführung an, was wir gerne annahmen. So starteten wir in Begleitung von Nanda zu einer ersten Exkursion. Noch bevor wir zur nahegelegenen großen Kreuzung dem Chhetrapati

kamen, konnten wir uns beim Amrit Money Exchange mit der hiesigen Währung, der Nepal Rupie, eindecken. Der Chhetrapati war mir noch von der Tour in 1996 ein Begriff. Diese Kreuzung war immer der Anlaufpunkt, von dem aus man ohne Probleme unsere damalige Unterkunft finden konnte. Mein Versuch dieses Hotel nun wieder zu finden scheiterte jedoch. Die massiven städtebaulichen Veränderungen, die im Nachgang des verheerenden Erdbebens stattfanden, ließen kaum Rückschlüsse auf die ehemalige Bebauung zu. Gerade die schmalen hohen Gebäude, die in Entwicklungsländern gerne mit wenig Beton und noch weniger Bewehrungsstahl, schnell hochgezogen werden, wurden rasch Opfer der heftigen Erdstöße in 2015. Der Chhetrapati selbst, ist ein Kreisverkehr mit einem Heiligtum und einem mächtigen Baum in dessen Mitte. Das Ganze seit jeher gesichert mit einem rostigen Zaun. Drumherum, wie nicht anders zu erwarten, lebhafter, lauter Verkehr auf Rädern aller Art, dazu Touristen auf dem Weg zum oder vom Shoppen und natürlich auch die Menschen die hier zuhause sind, die hier Arbeit suchen oder bereits gefunden haben.



Die Verkäuferinnen auf dem kleinen Straßenmarkt direkt am Chhetrapati, bieten so ziemlich alle Sorten an frischem Gemüse an: Blumenkohl, Broccoli, Lauch, Tomaten, Bohnen, Erbsen, Rettich, Karotten, Paprika, Zucchini, diverse Salate und Gemüsearten deren Namen ich bis heute nicht kenne. Daneben wurden kleine Fladen im heißen Fett eines Woks, der mittels einer Gasflamme betrieben wurde, frittiert. Straßenhändler erweitern das vegetarische Angebot mit allerlei frischem Obst.

Zügig durchquerte Nanda, mit der Sicherheit die man wohl nur als Einheimische entwickelt, das allgegenwärtige Verkehrschaos und wir versuchten, eingeschüchtert von hupenden Motorradfahrern und klingelnden Rikschas,



es ihr gleichzutun. Wir hatten reichlich Mühe unserer heutigen Reiseführerin zu folgen, zumal sie mit ihrer eher geringen Körpergröße in dem Gewimmel von Menschen oft kaum auszumachen war. Für uns gab es unendlich viel Neues zu entdecken. Dinge die für Nanda alltäglich sind, luden uns zum Verweilen, Betrachten und Beobachten ein. Während Heikes Interesse eher den Auslagen in den Läden des Stadtteils Thamel galt, faszinierte mich die Infrastruktur. Bereits aus meiner ersten Reise nach Nepal waren mir die wilden Installationen der Stromleitungen bekannt. Inzwischen war dieses System auf eine unvorstellbare Mächtigkeit herangewachsen. Neben den Leitungen der Stromversorgung waren zwischenzeitlich Unmengen von Telekommunikationskabel dazu gekommen und, das ließ mich dann wirklich staunen, wohl seit dem Wiederaufbau nach dem Erdbeben, auch Glasfaserleitung, die bis in die Häuser führen. Während dem Umstieg von Kupferleitungen auf Glasfaser hat man offensichtlich versäumt, die nicht mehr benötigten Telefonkabel zu entfernen. Daher ziehen sich Bündel von oftmals mehr als hundert Leitungen von Mast zu Mast, durch das gesamte Stadtgebiet. Begleitend zu diesem speziellen „Internet“ sind ständig Servicetechniker mit Leitern in Kathmandu unterwegs. Wie diese dann die gewünschte Leitung in diesen Bündeln verifizieren bleibt sicher deren Betriebsgeheimnis.

Weiter führte uns Nanda durch enge Gassen zum Zentrum der Metropole, dem Durbar Square. Dieser kulturelle Höhepunkt mit all seinen historischen Bauwerken wurde in 2015 fast vollständig zerstört. Einige der kunstvollen Bauten sind viele Jahrhunderte alt und spiegeln uralte Traditionen des Vielvölkerstaates Nepal wieder. Einmalig ist die Vermischung von Buddhismus und Hinduismus, die sich auch in der Architektur der Tempel wiederfindet. Bereits seit langem ist dieses Areal für Autos gesperrt, so dass man beim Bestaunen der Bauten ausschließlich auf die reichlich vorhandenen Motorradfahrer achten muss.



Der Zutritt zum Durbar Square ist für offensichtliche Touristen gebührenpflichtig und so durften wir jeweils 1000 nepalesische Rupien entrichten. Für diesen überschaubaren Obolus konnten wir uns frei in diesem Areal bewegen und auch den alten Palast besichtigen. Unsere Blicke fielen auf die unsagbare Menge an Pagoden und Stupas die zum Teil bereits restauriert waren, andere sich noch in einem erbärmlichen Zustand befanden. Anhand der aufgestellten Gerüste aus Bambus oder Stahl, in deren Mitte zumeist ein Trümmerhaufen aus Backsteinen und Holzbalken lag, konnten wir erkennen wo ein Wiederaufbau in Arbeit oder zumindest in Vorbereitung war. Es glich einer Sisyphusarbeit aus den Trümmern ein Meisterwerk aus vergangenen Zeiten wieder neu zu errichten. In der Mehrheit waren es Frauen die die Steine putzten, sortierten und transportierten.

Unser Rundgang führte uns zuerst zum Tempel-Palast der Kumari, der lebenden Göttin. Eine Kumari wird bereits im Kleinkindalter anhand von 32 körperlichen Merkmalen und dem Geburtshoroskop auserwählt. Ihren göttlichen Status verliert die Kindgöttin sobald sie blutet, also mit ihrer ersten Menstruation. So lebt sie rund zehn Jahre unter strengen Einschränkungen in dem Tempel-Palast am Durbar Square. Sie darf das Gebäude nur zu besonderen religiösen Feierlichkeiten verlassen. Da sie als Göttin als

allwissend gilt, wurde ihre über Jahrhunderte jegliche Art von Bildung vorenthalten. Dies hat sich inzwischen zwar durch die Verpflichtung eines Privatlehrers zum Positiven gewandelt, stellt sich in der Praxis jedoch nicht ganz einfach dar, da jener der Kumari nicht widersprechen darf.

Vor dem Eingang zum Tempel-Palast der Kumari wacht, wie so oft üblich, ein bunt bemaltes Löwenpärchen. Darüber drei mit filigranen Holzschnitzereien verzierte Fenster. Diese Kunstwerke wurden beim mittleren der Fenster mit Blattgold zum Glänzen gebracht, dadurch eindeutig erkennbar, als das Fenster aus dem sich die Kumari ihren Gläubigen zu besonderen Anlässen präsentiert. Ein Stilbruch ist jedoch die LED-Birne die in einer schmucklosen Fassung an zwei Drähten hängend die Szenerie beleuchten kann. Beim Eintreten wurden wir auf einige Regeln hingewiesen, unter Anderem, soll man sich leise verhalten, verständlicher Weise. Direkt nach dem Eingangstor saßen drei Newarfrauen in traditioneller Kleidung an historisch anmutenden Spinnräder und verarbeiteten Wolle der in Nepal zahlreich vorkommenden Schafe. Beim Anheben meiner Kamera wurde mir sofort mit Nachdruck klar gemacht, fotografieren ist zwar erwünscht, jedoch nur nach Zahlung einiger Dollar. Bereits von außen war das Gebäude mit massiven Balken gesichert, dasselbe Bild bot sich uns auch im Innenhof.



Jeweils drei zehn Meter lange Stützen sicherten die vier Seiten des dreistöckigen, aus Holz und Backstein errichteten Gebäudes. Von der Kindgöttin war natürlich nichts zu sehen, dafür belebten einige asiatische Touristen lautstark den Innenhof und eine deutsche Familie erhielt von ihrem Guide umfassende Informationen.

Nanda führte uns vorbei an einigen der über fünfzig Pagoden, Tempel, Schreinen und Palästen, zum alten Königspalast. Dabei querten wir ein erstes Mal den Marktplatz auf dem Händler allerlei Kunsthandwerk versuchen an den Mann oder besser an die Frau zu bringen. Masken, Gebetsmühlen, Ketten mit Perlen aus Holz oder Halbedelstein, Gottheiten aus Messing, Jade oder Ton und Klangschalen. Ja Klangschalen sind, was das Konsumverhalten betrifft, sozusagen die Schuhe Nepals, sie zogen Heike förmlich an. So erfolgte kurzerhand ein erster akustischer Test dieser aus Messing gefertigten Klangkörper. An diesem Tag mussten wir Nanda folgen und so kamen wir noch an dem Thema „Erwerb von Klangschalen“ elegant vorbei. Am Palast angekommen wurden uns, neben gerahmten Mandalas, auch traditionelle nepalesische Marionetten zum Kauf angeboten. Doch wir waren eher an dem königlichen Palast interessiert. Am Palast dominierte nicht, wie vor dem verheerenden Erdbeben, die künstlerischen Schnitzereien der dafür bekannten Newar das Bild, sondern ein Stahlgerüst welches mit viel Geschick um den Affengott Hanuman aufgebaut, den Palast gegen Einsturz sicherte. Der Zugang zum Affengott war annähernd frei von Stolperfallen konstruiert, so dass die gläubigen Hindus ihrem Gott Hanuman Opfer in Form von Butterkerzen darreichen konnten. Der Affengott selbst war in knallrote Tücher gehüllt, mit einer Art rotem Sonnenschirm mit Goldborde überdacht und mit frischen Blumenkränzen behängt. Lediglich die über Jahrhunderte abgegriffene und daher konturenlose Schnauze lugte hervor.

Im Inneren des Palastes wurde auf großformatigen Fotografien das Drama vor Augen geführt, welches sich am Tag des großen Bebens ereignete. Das menschliche Leid und der Verlust von identitätsstiftenden Kulturgütern, aber auch das Engagement der Bevölkerung bei der Sicherung der betroffenen Gebäude. Im Palast, dem ehemaligen Sitz des Königs, lagerten unzählige Artefakte die nach dem Erdbeben geborgen wurden und bis heute noch nicht ihren ursprünglichen Platz in den gerade im Wiederaufbau befindlichen Gebäuden gefunden haben.

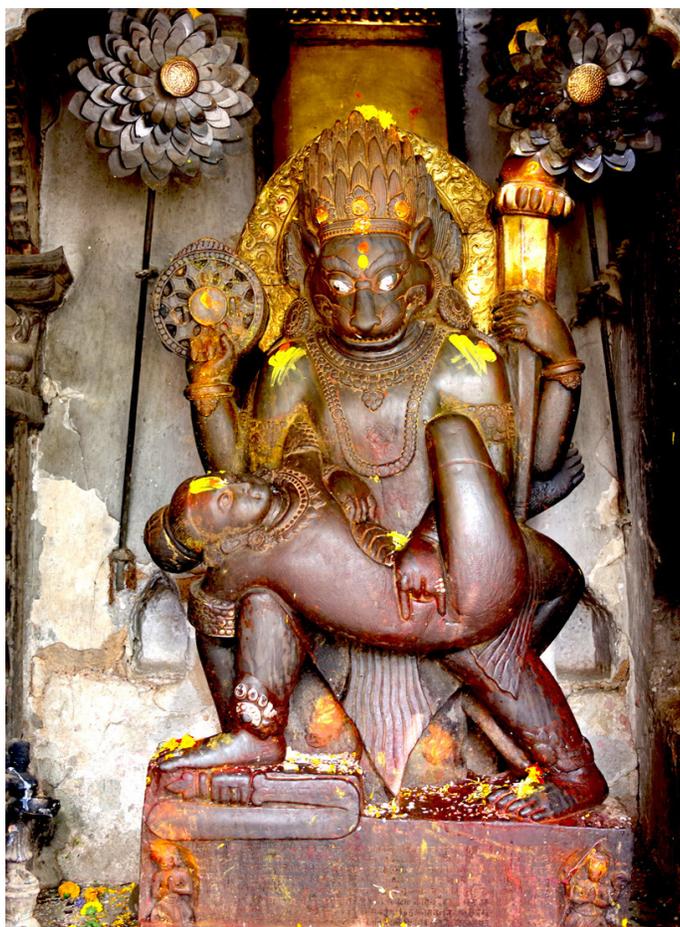


Allein die zwischenzeitlich sortiert und eingelagerten, reich verzierten Holzsäulen füllten einen großen Bereich des Innenhofes. Einer der für ihre Kampfstärke berühmten Gurkakrieger sicherte den Hof als Wache mit angeflanschem Bajonett und strengem Blick. Mit etwas Mühe konnte ich dem jungen Krieger ein Lächeln entlocken und auf die Speicherkarte meiner Kamera bannen.

Faszinierend war für uns die schier unglaubliche Menge an Götterstatuen und kleinste Heiligkeiten die uns in Nepal begegneten. Eine die für mich am Durbar Square



besonders herausragte, ist eine Darstellung der Göttin Kali, tanzend auf ihrem Ehemann Shiva. In der Hand einer ihrer sechs Arme drei abgeschlagenen Köpfe haltend und in einer weiteren Hand das dazu passende Schwert. Um den Hals eine lange Kette ebenfalls aus Schädeln, auf der Stirn das dritte Auge, Ohringe, Arm- und Beinreife sowie eine weitere Halskette aus Schlangen geformt. Im krassen Gegensatz dazu eine gütig segnende Hand. Diese mächtige und extrem bunte Darstellung von Kali war mir noch von meiner ersten Reise nach Nepal in Erinnerung



geblieben. Auch die Tatsache, dass diese Statue besonders im unteren leicht erreichbaren Bereich reichlich mit roten Pigmenten überzogen ist war mir noch präsent. Ob diese rote Patina von Zinnoberrot oder vom Blut geopferter Tiere oder einer Mischung von beidem bestand hat sich mir bis heute nicht erschlossen.

Besonders oft begegneten wir neben Kali dem loyalen Affengott Hanuman und Ganesh dem Gott mit dem Elefantenkopf. So gibt es im gesamten Land wohl kaum ein Fahrzeug ohne eine Ganesh-Figur auf dem Armaturenbrett oder zumindest diesen Glücksbringer als Abziehbild. Unser Gefühl war in diesem Zusammenhang, dass sich die Fahrzeugführer eher auf den glückverheißenden Ganesh verlassen, als auf das eigene fahrerische Können. Den Überblick über all die Götter, deren Inkarnationen und Avatare zu erlangen, haben wir zwar in Ansätzen versucht, sind aber irgendwann gescheitert. Hier die wichtigsten Erkenntnisse die wir in diesem Zusammenhang verinnerlichen konnten:

- Brahma, der Schöpfer
- Saraswati, Frau von Brahma und Göttin der Weisheit
- Vishnu, der Erhalter der Welt
- Lakshmi, Frau von Vishnu und Göttin des Wohlstands
- Rama, Avatar Vishnus
- Krishna, der blaue Flötenspieler, die achte Inkarnation Vishnus
- Narasimha, mit Löwenkopf, der vierte Avatar von Vishnu
- Shiva, der Zerstörer
- Parvati/Kali/Durga, die vielschichtige Gattin Shivas
- Ganesha, der elefantenköpfige Sohn Shivas
- Hanuman, der loyale Affen-Gott
- Garuda, das halbgöttliche Reittier

Was wir in diesem Zusammenhang auch lernten, als wir über eine größere Freifläche zwischen diversen Pagoden auf hunderte Tauben trafen, war, dass diese bei uns in Deutschland gerne als Ratten der Lüfte betitelten Tiere hier in Nepal verehrt und daher immer und überall gefüttert werden. Was die heiligen Tiere betrifft, sind es jedoch die Kühe die wohl am bekanntesten sind. Bei meinem ersten Aufenthalt in Kathmandu waren solche heiligen Kühe in fast jeder Straße anzutreffen. Zumeist stehend in Müllhaufen um dort die Abfälle nach Essbarem zu durchforsten. Auf dem heutigen Marsch durch das Zentrum der Hauptstadt waren wir noch keiner Kuh begegnet. Ebenso keinen freilaufenden Hühnern, auch keinen Ziegen und nur sehr wenigen Straßenhunden, welche uns damals in jeder Nacht den Schlaf geraubt hatten.

Am Rande des zentral gelegenen Platzes standen fein aufgereiht etliche der bunt bemalten und opulent geschmückten Rikschas für Touristen aber auch für Einheimische zum Transport durch die Straßen bereit. Wir zogen es jedoch vor zu Fuß zu einem Pflichttermin im Laden von Nandas Onkel vorbei zu schauen. In einem recht modernen dreistöckigen Geschäftshaus wurden wir zwischen Stapeln von Textilwaren herzlich begrüßt. Auf zwei für Europäer recht zierlichen Hockern durften, nein mussten wir Platz nehmen. Uns wurde, so wie es sich in diesem Teil der Welt gehört, Tee gereicht und so entstand trotz aller Sprachbarrieren ein höfliches Gespräch. Bereits hier wurde uns im Gespräch mit dem Ladeninhaber bewusst, welche gravierenden Auswirkungen die Grenzschließung zu China aufgrund der dort aufgetretenen Corona-Epidemie für den Handel in Nepal hatte. Seit der Blockade der Grenzübergänge im Januar war der Warenaustausch völlig zum Erliegen gekommen. Für ein „kleines“ Land zwischen zwei Milliarden-Staaten, das fast zu hundert Prozent auf die Lieferung auf dem Landweg angewiesen ist, stellte diese Grenzschließung nicht nur ein logistisches Problem dar.

Der Jetlag machte sich nun mehr und mehr bemerkbar und so drängten wir darauf den Rückweg zum Hotel anzutreten. Nanda, und das wurde uns jetzt da wir möglichst bald eine Mittagsruhe halten wollten, hielt an gar manchem Tempel aber auch an kleinen Heiligtümern, welche nicht selten nur aus einem einzelnen Stein bestanden, um ein kurzes Gebet zu den Göttern zu senden. Vorbei ging es auch an den unterschiedlichsten Metallkonstruktionen, auf denen die Gläubigen Butterkerzen entzündeten oder Opfergaben ablegten.





Kulinarisch konnte man in den engen Gassen so einiges erwerben. In der Auslage einer Metzgerei am Straßenrand lagen Ziegenköpfe, Ziegenbeine schön drapiert zum Verkauf bereit, aber auch frisches Fleisch von Wasserbüffeln und Schafen wurde feilgeboten. Zwischen dem Chhetrapati und unserm Hotel gab es frische geschlachtete Hühner oder andere Gefügeltiere. Ohne Federn, völlig nackt war die Gattung der Tiere für uns nur schwer auszumachen.



Während unserer Mittagsruhe im Hotel planten wir den weiteren Tagesverlauf. Nach meiner Erinnerung musste der Affentempel in nicht allzu weiter Entfernung prominent auf einem bewaldeten Hügel zu finden sein. Der, in vielen Urlaubsprospekten zu findende Tempel heißt eigentlich Swayambhunath, wird jedoch wegen der dort zahlreich anzutreffenden Makaken, zumeist nur Affentempel genannt. So schmiedeten wir kurzerhand den Plan: Koffer auspacken, Ausruhen, Lunch, Tempel. Sowohl der Mittagsschlaf, als auch das Mittagessen in dem unserem Hotel angegliederten kleinen Restaurant, taten uns gut. So gestärkt machten wir uns zu zweit auf den Weg zu dem berühmten Heiligtum. Ein wenig Skepsis kam schon mit der Zeit auf. Die Frage ob wir den richtigen Weg finden würden machte sich breit. Tatsächlich war in meiner Erinnerung der Weg zum Tempel wesentlich kürzer und nur wenige Anhaltspunkte kamen mir wirk-

lich bekannt vor. Zuerst querten wir ein Quartier in dem wohl für alle Hotels in Kathmandu die Bettwäsche gewaschen wird. Auf schier endloslangen Wäscheleinen trockneten hunderte von Laken. So wie es früher auch in den Städten in Deutschland üblich war, spezialisierten sich die Handwerker und Händler in den jeweiligen Quartieren der Städte auf bestimmte Gewerke. Vorbei an den Hotelwäschewaschern erreichten wir nach einiger Zeit die mir noch in Erinnerung gebliebenen Brücke über den Fluss Bishnumati. Damals in 1996 war ich entsetzt, dass der gesamte Müll der Stadt einfach in das Flussbett geworfen wurde, angefangen vom Straßenkehricht bis hin zu Autowracks. Jetzt mussten wir feststellen, dass sich an dieser Praxis nichts geändert hat. Das Ganze war mit dem Wachsen der Metropole und dem „modernerem“ Konsumverhalten nur noch weit schlimmer geworden. Das Wasser des Bishu-



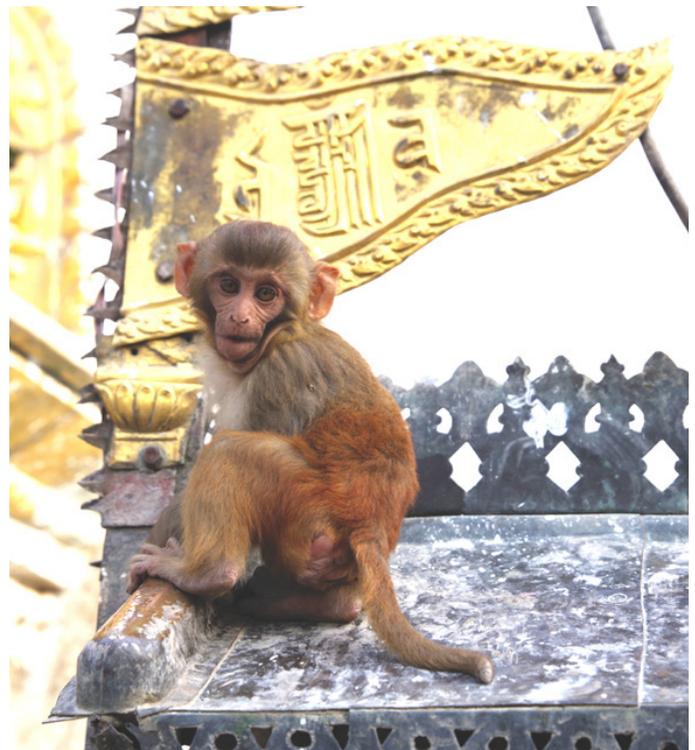
mati hat inzwischen die Farbe der Lauge angenommen, die eine Waschmaschine nach einem Waschgang mit der Dienstkleidung von Bauarbeitern ausstößt. Milchig hellgrau mit Schlieren in allen Farben. Soweit vielleicht noch vorstellbar, zu dem beißenden Geruch fehlt mir jedoch jegliche Beschreibung. An beiden Ufern, da wo seinerzeit

noch Herden von Wasserbüffeln grasten, lagen nun Berge von Plastiktüten, -planen, -flaschen, jede Art von Zivilisationsmüll. Bei diesem Wort fragt man sich dann schon, was ist daran eigentlich zivilisiert, einfach abgekippt. Daneben die Behausungen der Menschen die aus diesem Müll ihren Lebensunterhalt generieren. Kinder die jeden Tag hunderte von leeren Flaschen sammeln, in der Brühe des Flusses reinigen, zusammen pressen und in riesigen Bündeln für ein paar Paisa verkaufen. Zur Info 100 Paisa sind 1 Nepal-Rupie, 100 NR entsprechen rund 70 Euro-cent.

Von dem mit dem Affentempel gekrönten bewaldeten Hügel keine Spur. Zweifelnd warf ich einen Blick in meinen Stadtplan und mir wurde klar, dass der Wald wohl der ungehemmten Bebauung weichen musste. So führten uns Gassen und Treppen hinauf zum Fuß es Affentempels. Nun trennten uns nur noch 365 Stufen von dem dicht mit buddhistische Stupas und hinduistische Tempel und Schrein zu einer wunderschönen Anlage bebauten Gipfel-plateau. Wie sanfte Türsteher wachten zwei Buddha-Statuen beidseitig vor der scheinbar bis in den Himmel reichende Treppenanlage.

Auf dem Sockel eines der beiden bunt bemalten Buddhas hatte es sich ein einheimisches Ehepaar bequem gemacht und beobachtete das geschäftige Treiben auf der davor verlaufenden Straße. Das Alter der beiden war für uns nicht einschätzbar. Gezeichnet von den täglichen Strapazen, die das Leben hier in einem der ärmsten Länder der Welt mit sich bringt, die Haut von der Sonne gegerbt, waren Vergleiche mit Personen aus unserem Bekanntenkreis, die gut versorgt und im Prinzip sorgenlos in Deutschland leben, absolut nicht möglich. Die Gesichter des Newarpaares strahlten trotz der Spuren ihres bewegten Lebens eine unglaubliche Zufriedenheit aus, eine Zufriedenheit die ich in den ach so zivilisierten Städten leider oft vermisste.

Als ob die Buddhas die Geschäftigkeit und den Lärm der Stadt abwehren würden, wichen der Stress und die Hektik einer ungeahnten Ruhe. Diese Ruhe wurde jedoch gelegentlich und abrupt durch das aggressive Gehabe der Tempelaffen unterbrochen. Die Affen bettelten nach Essbaren, die an Gebetsfahnen schaukelnden Kinder nach Rupien. Die klimatischen Verhältnisse in Verbindung mit den immer steiler ansteigenden Treppenstufen nagten schnell an unserer Kondition. Andererseits nahte der Sonnenuntergang und ich wollte unbedingt einige sonnige Bilder des zentralen Stupas mit nach Hause bringen. Daher kämpfte ich mich zügig weiter dem Gipfel entgegen, während Heike einen Gang raus nahm. Im Vorfeld hatte ich Heike mehrfach davor gewarnt, den bettelnden Affen ebenso wenig etwas zu geben wie den





bettelnden Kindern. Da waren sie nun die barfüßigen Kinder mit ihren verschmierten, lachenden Gesichtern und einem traurigen „Rupie, Rupie“ auf den Lippen. In dem Moment in dem ich den beiden tatsächlich einen kleinen Betrag zusteckte, war mir völlig klar was nun passieren würde. Sie ließen mich keinen Meter mehr aus den Augen und hingen mir sprichwörtlich am Rockzipfel bis zu dem Punkt an dem der Eintritt kassiert wurde. Die staatlichen Beamten, welche die Tickets an die Besucher verkaufen, und das war den Kindern sehr bewusst, hatten ihre Bambusstöcke zum „Züchtigen“ immer griffbereit und das nicht nur wegen der aufdringlichen Makaken.

Eintritt, klar kostet es Eintritt und Heike war weit unterhalb auf den Stufen unterwegs mit den Rupien in ihrem Rucksack. Die Schatten des mächtigen Stupa waren bereits sehr lang geworden. In einer meiner vielen Westentaschen fanden sich tatsächlich noch zwei Dollar, schnell bezahlt und ich konnte die letzten Stufen zum Swayambhunath erklimmen und das Weitwinkelobjektiv zum Einsatz bringen. Fotografierend umkreiste ich das im Licht der tiefstehenden Sonne getauchte Bauwerk in der für Buddhisten und Hindus richtigen Richtung, also wie bei uns, im Uhrzeigersinn.

Zurück an der Treppe schweifte mein Blick suchend die Stufen hinab, aber es war keine Heike in Sicht. Somit ist sie wohl bereits oben angekommen, war meine Schlussfolgerung. Zwischen all den sakralen Bauwerken zu suchen erwies sich als gar nicht so einfach. Nach einer zweiten Umrundung der Stupa fanden wir wieder glücklich zusammen und machten uns dann in aller, dem Ort angebrachten, Ruhe an eine dritte Umrundung. Immer entlang der 211 Gebetsmühlen von denen aus die Gebete beim Drehen der, aus Messing gefertigten und mit dem ewigen Mantra beschrifteten, Zylinder gen Himmel gesendet und so entsprechen der Lehre, das Karma verbessert werden soll.

Von der Stupa, frisch weiß getüncht und der metallene Aufbau mit Blattgold belegt, schaut je ein Augenpaar in die vier Himmelsrichtungen dazu jeweils das buddhistische dritte Auge. Traditionelle Gebetsfahnen in fünf Farben schmücken Swayambhunath, gespannt an Seilen von allen Ecken bis an die Spitze. Die fünf verschiedenen Farben repräsentieren die Elemente und sind in einer bestimmten Reihenfolge angeordnet: Blau steht für den Himmel, Weiß für den Wind, Rot für das Feuer, Grün für das Wasser und Gelb für die Erde.

Von diesem Ort blickten wir über die Stadt und erkannten deren mächtige Ausmaße. Die Häuserreihen reichten weiter als zum Horizont, beziehungsweise weiter als bis dahin, wo der Dunst des Mollochs unsere Blicke verschluckte. Swayambhunath, ein Ort der seit über zweitausend Jahren zum Beten und Meditieren eingeladen hat, der in diesen Jahrtausenden mit seinen Augen von oben die mächtigen Veränderungen im Kathmandutal beobachtete und auf den sicher noch viel zukommt.

Die Sonne sank unerbittlich und daher machten wir uns an den Abstieg der Tempelbergs. Kaum hatten wir den umzäunten Bereich verlassen, waren sie wieder da, die bettelnden Kinder die mich sofort aus der Ferne erkannten. So Leid es mir auch tat, es war ein Fehler dem Betteln nachgegeben zu haben, umso schwerer fiel es mir jetzt diese Kinder förmlich zu verscheuchen. Am Bishhumati angekommen wagten wir den Weg entlang der Slums bis zur nächsten Brücke. Da wo zu diesem Zeitpunkt noch hunderte von Menschen in bescheidenen Hütten lebten, wurde der Bau einer Art Schnellstraße vorangetrieben. Anhand der Baumaßnahmen ließ sich erahnen, dass diese Hütten in Zukunft wohl weichen werden müssen.





Die Vielfalt der Eindrücke dieses ersten Tages einer fast vierwöchigen Reise, durch eine tatsächlich fremde Welt, galt es nun am Abend irgendwie zu verarbeiten. Der Verkehr, die Tempel und Pagoden, die Gläubigkeit, die Menschen, das Gewimmel dieser Millionenstadt, die dicke Luft, der Staub und im Kontrast dazu die Farbenfreude. So begaben wir uns zur letzten Aktivität des Tages, dem Dinner zum noblen Restaurant „Third Eye“ im touristisch geprägten Thamel. Die Speisekarte mit diversen leckeren indischen und nepalesischen Spezialitäten benötigte noch ein wenig unsere ungeteilte Aufmerksamkeit und dank englischer Übersetzungen fand jeder von uns beiden eine wohlgeschmeckende Mahlzeit. Die in der Karte angepriesene Cola light war allerdings gerade nicht verfügbar. Mit dem Untergang der Sonne hatte sich die Luft merklich abgekühlt und wir waren froh einen Platz „inside“ eingenommen zu haben.

Auf dem Weg zum Restaurant war uns im Gedränge der Einkaufsstraßen ein Bettler begegnet der uns nach einer Unterstützung fragte und uns sagte er hätte Hunger. Mit den Erfahrungen des Nachmittags und den vielen Warnungen vor Augen, wiesen wir den älteren Herrn schlichtweg ab. Das schlechte Gefühl, welches sich danach sofort bei uns einstellte, einen offensichtlich Bedürftigen abgewiesen zu haben, begleitete uns noch lange auf unserer Reise durch einen Subkontinent in dem es annähernd keine sozialen Unterstützungssysteme gibt, einem Subkontinent in dem ein beträchtlicher Teil der knapp 1,5 Milliarden Menschen mit Einkünften unter dem Existenzminimums täglich ihr Überleben organisieren müssen. Mit all diesen Kenntnissen und dem bedrückenden Gefühl welches uns begleitete, hielten wir nun auf allen Wegen in Kathmandu die Augen nach diesem Bettler offen, ohne ihn je wiedergesehen zu haben.





## Bhaktapur

Frühmorgens, eigentlich viel zu früh, machte sich mein iPhone bemerkbar. Es wurde Zeit, in den zweiten Tag unserer Reise zu starten. Für heute stand ein Trip mit Übernachtung am Rand des Himalaya-Gebirges auf dem Plan. Ein Ausflug über Nacht bedeutete natürlich kleines Gepäck für zwei Tage packen und den Rest in die großen Koffer und an der Rezeption einlagern. Kleines Gepäck hieß bei mir natürlich die gesamte Fotoausrüstung und nur das Nötigste an Kleidung. Zum Glück wussten wir vom Vorabend, dass die in den Klimatabellen angegebenen Temperaturen aktuell bei weitem nicht erreicht wurden. Da Nagarkot deutlich höher wie Kathmandu lag, war mit einer angenehmeren Lufttemperatur nicht zu rechnen.

Nanda hatte diese Fahrt, wie bereits erwähnt, genau für diesen Tag geplant, denn an diesem 21. Februar strömten zu den Millionen Einwohnern nochmals Zehntausende oder gar Hunderttausende Pilger in die Metropole. An Shivaratri, dem heiligsten hinduistischen Feiertag, machten sich die Anhänger des Gottes Shiva jährlich aus allen Winkeln der Welt auf den Weg, um ihrem Gott hier in Kathmandu zu huldigen. Die Schulen waren geschlossen und weite Teile der Stadt wandelten sich zu Rummelplätzen. Nanda wollte uns davor bewahren, ein Teil dieser Völkerwanderung zu werden.



Unser Guide Deepak, der sich uns zurückhaltend und freundlich vorstellte und Rajkumar, unser Fahrer, warteten bereits auf uns, bevor wir auschecken konnten und unser Frühstück einnahmen. Das kleine Gepäck war schnell im Toyotabus verstaut. Der immer anwesende Sicherheitsmann begrüßte wie immer höflich, als wir vom Hof des Hotels fuhren. Zu unserer Verwunderung waren die Straßen in Kathmandu wie leer gefegt, ein völlig ungewohntes Bild, aber wir waren auch sehr früh unterwegs und die Stadt erwachte wohl erst später.

Die heutige Reise zum Fuße der Achttausender würde über Bhaktapur, die zweite der Königsstädte im Kathmandu-Tal, führen. Dies ist eine Stadt, die seit Jahrzehnten als Muster für eine denkmalgerechte Stadtsanierung gilt. Auch in dieser Stadt hatte das Erdbeben tiefe Narben geschlagen. Aufgrund der leeren Straßen erreichten wir die Stadtgrenze zwischen Kathmandu und Bhaktapur rechtzeitig. Hätte uns Deepak nicht auf diese geografische Grenze hingewiesen, hätten wir sie nicht bemerkt. Die Siedlungsgebiete der beiden Städte waren in den vergangenen Jahren miteinander verschmolzen. Die vierspurige Hauptstraße war selten auf allen Spuren befahrbar. Sie war teils völlig unbefestigt, teils mit einem Netz aus riesigen Schlaglöchern überzogen und nur im Schrittempo befahrbar, teils ohne Unterbau einfach auf den sandigen Untergrund asphaltiert und daher zwar neu, aber mit tiefen Rissen übersät. Manchmal stand wohl beim Bau der Straße einfach ein altertümliches Tempelchen im Weg. Zudem hatten die hier häufiger werdenden heiligen Kühe ihren Ruheplatz am Fahrbahnrand oder in der Mitte am Fahrbahnteiler gewählt. Apropos Fahrbahnteiler, diese waren entsprechend der Anforderungen der Anwohner zwischenzeitlich oftmals von diesen abgebaut worden, um dadurch schneller zu ihren Wohnhäusern zu gelangen.

Ab dem Touristenparkplatz in Bhaktapur ging es zu Fuß in den für den Kraftverkehr gesperrten Bereich der Innenstadt. Bereits nach wenigen Metern trafen wir - wie zu erwarten - auf den ersten Tempel. Drei Frauen bemühten sich, das offene Bauwerk für den Feiertag herauszuputzen. Zwei waren wie üblich in Rot gekleidet, die Dritte in Gelb. Von Deepak ermutigt, näherten wir uns vorsichtig der Opferstätte. Es waren bereits viele Opfergaben in dem kleinen Tempel mit der Shivastatue abgelegt worden, die es nun passend zu drapieren galt. Dieses kleine Bauwerk musste bereits aus einem längst vergangenen Jahrhundert stammen. Zwischen den Steinen der Fundamente hatte sich ein Baum entwickelt, der seiner Größe und seiner gesamten Struktur zufolge bereits weit über hundert Jahre die gesamte Szenerie beschattete.

Weiter führte uns eine sicher wesentlich jüngere, aus Backsteinen errichtete Treppe in Richtung des Zentrums der Königsstadt. Die Barrierefreiheit wurde mittels einer aus Beton gegossenen Rampe in der Mitte des Treppenaufbaus verwirklicht. Dazu muss man erwähnen, dass die grundlegende Sanierung der Innenstadt von Bhaktapur mit Mitteln aus der deutschen Entwicklungshilfe in den 1980ern kofinanziert wurde. Aus praxisnahen Gründen wurde die Rampe auch gern von den Zweiradfahrern genutzt. Ähnlich wie bei der „Stadtautobahn“, über die wir gekommen waren, wurde auch hier beim Bau der Treppe kunstvoll um eine Opferstelle herum gepflastert, so dass man etwas Geschick aufbringen musste, um das obere Ende der Treppe zu erreichen.

Vor dem Durchschreiten eines der Stadttore galt es, den Aufbau und die Instandhaltung des Stadtkerns mit seinen historischen Bauten mit einigen Rupien zu unterstützen. Die Eintrittsgelder fanden wir mehr als angemessen. Für rund 17,- Euro konnten wir zu zweit sowohl den historischen Stadtkern als auch die gesamte Palastanlage besichtigen. Die Fremdenführer waren von dieser Zahlung

natürlich ausgenommen, so wie auch nepalesische Staatsbürger überwiegend freien Zutritt oder zumindest extrem stark reduzierte Eintrittsgelder zahlen mussten. Zwei mit Masken versehene und in aufwendige Kostüme gekleidete Männer forderten tanzend zudem eine reichliche finanzielle Unterstützung. Zur Erhöhung der „Opferbereitschaft“ wurden sie von einem ähnlich bekleideten Jungen, so um die zehn Jahre alt, unterstützt. Unbeeindruckt folgten wir unserem Guide, ohne in diese Touristenfalle zu tappen.

Direkt hinter dem Eingangsportal saßen Frauen am Straßenrand und boten allerlei Opfermaterial zum Kauf an. Neben Reissäcken lagen Blumenketten, Eier, Obst und dazu passend kleine Papierschälchen auf dem Boden neben der Stadtmauer bereit. Daneben auf den Randsteinen brannten Butterkerzen. Die Gläubigen kamen entweder mit bereits gut gefüllten Metalltellern zu den Opferstätten oder deckten sich hier mit entsprechenden Opfergaben ein. Eins war allen Opfergebern gemein, sie waren alle rausgeputzt und trugen ihr Feiertagsgewand, ganz egal ob traditionell oder in modernem Chic. Auch waren die Frauen mit allerlei Schmuck behangen und dabei handelte es sich mit Sicherheit nicht um Modeschmuck.

Im Gegensatz zu Kathmandu war man hier in Bhaktapur mit den Sanierungsarbeiten der Pagoden und Tempel bereits viel weiter und von den Auswirkungen des Erbens war nur noch wenig zu sehen. Der erste Tempel, den wir erreichten, war wieder vollständig hergestellt. Es handelte sich um den Krishna-Tempel, in dem in Nordindien vorherrschenden Sikhara Stil erbaut. Das Bauwerk ruhte auf einem abgestuften Sockel, bestehend aus fünf Ebenen. Die Treppe, die zu dem eigentlichen Tempel führte, war jeweils mit einem in Stein gehauenen Paar von Figuren eingefasst. Krieger, Pferd, Nashorn und zwei weitere Darstellungen von uns unbekanntem Wesen, standen sozusagen Spalier.



Vor dem ehemaligen Königspalast patrouillierte wie in Kathmandu eine Abordnung der Gurkhas, diesmal jedoch in Kampfanzügen und mit modernen Karabinern. Daneben spielte eine Oma mit ihren beiden Enkelkindern. Es zwängte sich mir die Frage auf, ob das Fotografieren möglich war und ob dann ein Obolus fällig war. Mit Gesten wurde es mir erlaubt die Drei abzulichten.

Der Königspalast von Bhaktapur gilt als der älteste Palast Nepals. Man vermutet, dass schon bei der Stadtgründung im 9. Jahrhundert ein Palast angelegt wurde. Wir betraten hochherrschaftliche Gebäude durch das goldene Tor. Hierbei handelte es sich tatsächlich um ein aus Kupfer gefertigtes Tor, welches ganzflächig vergoldet war. Auf dem Torbogen war ein Garuda im Kampf gegen Schlangen dargestellt. Darunter befand sich die 16armige Hausgöttin Taleju Bhavani. Ein Messingrelief der Göttin Kali befand sich direkt hinter dem Tor. Vom vielen Opfern, also dem Berühren der Stirn der Gottheit mit einem mit roten Pigmenten versehenen Finger, hatte sich bereits ein Loch in der Stirn der Kali gebildet. So wie bei europäischen Statuen oft der große Zeh blank geputzt ist, stellte sich die Situation hier an den Gottheiten besonders im Bereich der Stirn dar. Bedächtig durchschritten wir die Räume des Palasts, Deepak erklärte in einem gut verständlichen Englisch die Exponate und kam immer wieder auf die verschiedensten Gottheiten zurück. Unser Augenmerk lenkte er gerne auf die uralten und filigranen Holzschnitzereien, dem Woodcarving. Im Innenhof erwartete uns eine opulente Brunnenanlage, bei der jedoch, so Deepak, nur noch selten kühles Wasser in das davor liegende Bassin floss. Grund dafür war der über die Jahre abgesunkene Grundwasserspiegel. Eigentlich sollte das Wasser dauerhaft aus dem Maul einer Ziege fließen, deren Kopf in dem zahnbewährten Maul eines Fabelwesens aus Krokodil und Elefant steckte. Darauf stand ein mystisches Wesen, ein Makara, mit dem Kopf eines Nagetiers und dem Körper eines Krokodils. Dieser Wasserspeier war aufwendig und

kunstvoll aus Messing hergestellt. In der Mitte des Bassins stand eine übermannshohe Kobra, drohend, das Haubenschild breit gespreizt, natürlich auch kunstvoll aus Messing gefertigt. Rund um das Bassin schlängelten sich in Stein gemeißelte weitere Kobras. Trotz der zumeist versiegten Quelle wurde immer dafür gesorgt, dass ausreichend Wasser in diesem Wasserspeicher vorhanden war, denn der Sage nach lebte eine mächtige, todbringende Schlange am Grund des Bauwerkes. Direkt hinter der Brunnenanlage begann der militärisch abgesicherte Bereich, dessen Wachturm mit dicken Stahlplatten gegen feindlichen Beschuss gesichert war. Daran konnten wir gut erkennen, dass der Frieden nach der Beendigung des Bürgerkriegs noch nicht lange in das Land eingezogen war.



Inmitten von Bhaktapur, dessen Bebauung unweigerlich an eine eher mittelalterliche Stadt erinnerte, standen dann plötzlich zwei Plastik Mülleimer vor uns, der Kontrast hätte nicht deutlicher ausfallen können, einer in knallrot, einer in leuchtend grün. Wie ich bereits vorher erwähnte, fand die Restaurierung dieser Königsstadt mit aktiver Unterstützung der Bundesrepublik Deutschland statt und so war es eigentlich nicht verwunderlich, dass auch hier der Müll getrennt wurde. Die Erkenntnisse, welche Wertstoffe in welche Tonne mussten, blieben uns jedoch versagt, da die Beschriftung in Devanagari, der Schrift, in der auch Sanskrit notiert wird, aufgemalt war.

Im weiteren Verlauf kamen wir immer mal wieder an schlichten Opferstellen vorbei. Oft war es nur ein besonderer Stein im Pflaster oder eine mit Randsteinen eingefasste Stelle am Boden, an denen an diesem Feiertag die Gläubigen Reis und Eier als Opfergabe dargebracht hatten.

Als wir aus dem Goldenen Tor auf den Durbar Square traten, blickten wir direkt in die Augen von Bhupatindra Malla. Die Statue des ehemaligen Herrschers thronte auf einer mächtigen Säule direkt vor dem Eingang zum Palast. Aufgestellt wurde die Statue von Bhupatindras Sohn Jaya Ranjita Malla. Sie gilt als absolutes Meisterwerk.



Direkt hinter der mächtigen Säule präsentierte sich uns ein weiterer prächtiger Tempel, der zu Ehren von Bhairavnath, einer Inkarnation von Shiva, errichtet wurde. Im Obergeschoss des Gebäudes – so die Sage – hat Shiva seinen Sitz. Aufgrund der hohen religiösen Stellung dieses

Gotteshauses, ist nach wie vor der Gebetsraum nur für Hindus zugänglich und so konnten wir nur einen flüchtigen Blick ins Innere werfen. Dort brannten wie so oft Butterkerzen, die mit dem Schimmer ihres warmen Lichtes die Ausstattungsgegenstände golden glänzend scheinen ließen. Außen zeigte sich die Schnitzkunst der Newar, wie bereits beim Palast, in ihrer Vollendung. In die zahlreichen Balken, den Kopfbändern, mit denen das überragende Dach gestützt wurde, waren neben diverser Gottheiten des Hinduismus jeweils erotische Darstellungen des Kamasutra geschnitzt.

Ähnlich wie beim Anblick der farbigen Plastikmülleimer erging es uns, als wir auf der Rückseite des Tempels in der Bebauung zwischen alt ehrwürdigen historischen Holz- und Backsteingebäuden einen in Bau befindlichen Stahlbetonskelettbau erblicken mussten. Unweigerlich musste ich in diesem Moment an die beiden Mitarbeiterinnen des Fachdienstes Denkmalschutz der Kreisverwaltung Gießen denken. Bei diesem Anblick wären den Damen sicher die Tränen in die Augen geschossen.

Deutliche passender war der Anblick eines Bambusgerüsts, mit dem ein Tempel zur Sanierung eingerüstet war. Dieses Bild war mir noch von 1996 geläufig. Wurde der Tempel immer noch oder schon wieder saniert? Tatsächlich handelte es sich jedoch, wie es sich später herausstellte, um den „Nachbartempel“. Bevor wir diese Baustelle erreichten, sorgte sich Deepak um unser Wohlergehen und führte uns durch eine Nebenstraße in einen Hinterhof. Unter einer zwischen den Häusern provisorisch gespannten Plastikplane gab es eine Art Kiosk. Im Angebot Getränke, Snacks und Speiseeis. Wir beschränkten uns darauf, unseren Getränkebestand aufzufüllen, um anschließend von Deepak die Abkürzungen im Häusergewirr dieser asiatischen Stadt kennenzulernen. Es ging durch niedrige Hauseingänge hinein in ein Labyrinth aus Gängen und Innenhöfen. Ausgelegt für die hiesige Körpergröße



und zum Schutz vor Erdbeben sehr niedrig ausgeführte Türen, ging es gebückt voran. Aus den reich mit Schnitzereien verzierten Fenstern der umgebenden Gebäude, die teilweise in einer unglaublichen Eleganz restauriert waren, grüßten uns die Bewohner freundlich. In jedem Innenhof ein eigenes hübsch herausgeputztes Heiligtum für das schnelle Gebet zwischendurch. So erreichten wir zügig eine Straße an der gegenüberliegenden Seite dieses Blocks. Hier trafen wir auf die Art von Kommunikation, die wir in Deutschland mit viel Aufwand wieder etablieren möchten: Die Nachbarschaftsgespräche. Früher fanden diese bei uns in Hessen auf der Milchbank statt, heute hier in Nepal noch immer am Rande einer Opferstelle, von der es hier wahrlich genügend gab. Die „Alten“ waren in lebhaftem Gespräch vertieft, die „Jungen“ zu mancherlei Unfug bereit. Gerade an so einem Feiertag, an dem die Schulen geschlossen und die Wege zum Gebet und zur Opfergabe nicht so weit waren, bot die so gewonnene Freizeit viel Spielräume im wahrsten Sinn des Wortes.

Deepak führte uns nun in ein Stadtviertel, in dem von der eigentlichen Bebauung nur noch vereinzelte Gebäude das große Erdbeben überstanden hatten. In dem Bezirk hatte sich inzwischen das Töpferhandwerk der offenen Flächen angenommen. In unzähligen kleinen Manufakturen entstanden hier Töpferwaren für scheinbar ganz Nepal und darüber hinaus. Öllampen, Trinkbecker, Töpfe, Amphoren, Halter für Räucherstäbchen, Sparschweine, Sparelefanten, Sparschildkröten und vieles mehr wurden hier geformt, getrocknet und anschließend in den Gemeinschaftsöfen gebrannt. Bis es soweit war, wurden sowohl die Rohstoffe, als auch die halbfertigen Produkte auf den freien Flächen gelagert. Auch hier wurde ich auf einen Kontrast aufmerksam. Auf der einen Seite die Produktionsverfahren, wie man sie in einem Freilichtmuseum erwarten würde, auf der anderen Seite war die gesamte Szenerie für die abendliche Beleuchtung mit modernen, solarbetriebenen Straßenlampen ausgestattet. Spannend

war es schon, den Handwerkern an ihren riesigen Töpferscheiben zuzuschauen, wie diese mit viel Geschick und Präzision aus einem Tonklumpen immer gleiche Gefäße formten. Die Gesichter vom langen Arbeitsleben in der prallen Sonne braun gegerbt, barfuß gehockt, in einer Körperstellung, in der der Durchschnittsmittelpäuer keine Viertelstunde aushalten würde, ging ihnen die Arbeit scheinbar mühelos von der Hand.

Wenige Straßenecken weiter erreichten wir den Taumadhi-Platz, der von dem auf der südöstlichen Seite stehenden Nyatapola-Tempel überragt wurde. Dieser Tempel umfasste fünf Stockwerke und war insgesamt gesehen nicht nur der höchste Tempel von Bhaktapur sondern auch der höchste Tempel im ganzen Kathmandu-Tal. Geweiht wurde der Nyatapola-Tempel der Göttin Lakshmi. Stolze 30 Meter war der Tempel mit seiner Pagodenform hoch und ragte bereits seit 1708 deutlich aus Bhaktapur hervor, erklärte uns Deepak, als wir vor diesem Wahrzeichen der Stadt standen.

Diese riesige Pagode stand auf einem abgestuften Sockel mit fünf Terrassen. Die Treppe, die diesen Sockel hinaufführte, wurde auf jeder Etage wie beim Krishna-Tempel von einem anderen Figurenpaar flankiert. Auf der untersten Etage waren es zwei berühmte Kämpfer, dann zwei Elefanten, zwei Löwen und zwei Greife sowie auf der obersten Etage die Tigergottheit Baghini und die Löwengottheit Singhini. Hier waren die Restaurierungsarbeiten noch voll im Gange. Die Kämpfer, die Elefanten und die Löwen hatten bereits wieder ihre ursprünglichen Plätze eingenommen, darüber erhob sich über die obersten zwei Terrassen und die fünf Stockwerke des Tempels ein annähernd 40 Meter hohes Bambusgerüst. Bei diesem Gerüst handelte es sich um das vorher beschriebene, welches weithin sichtbar war. Angelehnt an die unterste Terrasse standen die massiven Holzräder und die weiteren Bauteile für den drei Stockwerke hohen Holzwagen des

Gottes Bhairava, der während des wichtigsten Festes in Bhaktapur, dem Bisket Jatra, im Wettkampf zwischen der Oberstadt und der Unterstadt durch die Stadt gezogen wurde. Diesen Wagen hatte ich bei meinem ersten Besuch der Stadt komplett aufgebaut erleben dürfen. Neben dem Wagenbausatz lagerten Balken, die es galt so herzurichten, dass diese wieder sicher ihre Plätze in der Pagode einnehmen konnten. Zimmerleute waren dabei, mit einfachen Werkzeugen diese historischen Balken auf den Millimeter genau zu bearbeiten. Außer den Stechbeiteln waren keine der Werkzeuge aus Metall gefertigt.

An einem weiteren Tempel wurde wiederum eifrig geopfert. Zwischen zwei fast mannshohen, aus Messing gefertigten Löwen, eingerahmt von allerlei mystischen Darstellungen, befand sich die Opferstelle. Die dazugehörige Gottheit war bereits aufgrund der vielen Opfergaben nicht mehr zu erkennen. Blumenschmuck und Gewürzpflanzen baumelten von oben, Mandarinstücke klebten direkt an dem Abbild der Gottheit und der Reis und die Eier türmten sich davor. Das Ganze wurde mit Wasser und irgendwelchen Tinkturen beträufelt oder auch angespritzt. Dieses Ritual erfolgte wohl nach genau festgelegten Regeln. Zwischen all den Schritten wurde von der modern gekleideten und modisch geschminkten Frau immer mal wieder ein Glöckchen geläutet. Dem Tun folgten wir eine ganze Zeitlang, bis uns Deepak auf eine Art Wandteppich hinwies. Dieses Textil hing auf Höhe des zweiten Stocks an der Wand. In der Grundfarbe weiß, darauf nur noch schwer erkennbar Kali tanzend auf ihrem Mann. Das gesamte Gewebe völlig verschmiert. Die Ursache dieser Verunreinigung war schnell ausgemacht. Davor hingen an Seilen Fetzen tierischen Ursprungs. Genauer gesagt, es war der komplette Verdauungstrakt eines Wasserbüffels. Nach den Beschreibungen unseres Guides, eine ganz besondere Opfergabe. Wenn es denn hilft, dachte ich mir nur bei diesem mehr als gewöhnungsbedürftigen Anblick.

Inzwischen stand die Sonne im Zenit, entsprechend warm war es. An den Straßenrändern, im Schatten saßen Frauen und produzierten neben Blumenketten als Opfergabe, auch Ketten aus winzigen Glasperlen. Dreißig haarfeine Schnüre auf denen Tausende der filigranen Perlchen aufgefädelt waren, ergaben dann eine der begehrten und entsprechend teuren Ketten. Wir lernten, dass diese Prachtwerke, zusätzlich ergänzt mit reichlich goldenen Geschmeide, hier zu Lande zur Brautwerbung unabdinglich waren.



Wie nicht anders zu erwarten, stand auch auf dem nächste Platz, den wir erreichten, ein Tempel. Diesmal handelte es sich um den archaischen Dattatreya-Tempel. Der mächtige dreigeschossige Bau war in einem Stil erbaut, der für das Kathmandutal ungewöhnlich und eher in Nordindien zu finden war. Vor dem sakralen Bau stand eine Säule, auf der der göttliche Wegbegleiter Garuda sich niedergelassen hatte.

In Schlangen standen die Gläubigen an, alle in Rot gekleidet, um in das Gotteshaus zu gelangen und dort ihr Opfer darzubringen. Wie üblich bestand vor dem Trep-



penaufgang die Möglichkeit, Kerzen zu erwerben und auch dort zu entzünden. So wie sich die Erwachsenen zum Anlass des heiligen Feiertages herausgeputzt hatten, waren auch die Kinder in schicken Kleidern unterwegs. Neben den edlen Textilien war auch reichlich Schminke aufgetragen. Besonders ein Kleinkind fiel uns dabei auf. Getragen von der älteren Schwester, strahlte es uns mit seinen riesigen geschminkten Augen an. Dieses gerade dem Babyalter entwachsene Kind war in roten Samt mit Borden aus Goldfäden gewebt gekleidet. Lediglich für die hellblauen Socken gab es wohl keinen passenden Ersatz.

Wieder kündigte uns unser Guide etwas kulturhistorisch Besonderes an, das Pfauenfenster in der gleichnamigen Straße. Das Fenster selbst, natürlich aus Holz geschnitzt, zeigte, wie nicht anders zu erwarten, einen Pfau, dessen aufgestelltes Gefieder filigran durchstoßen war, damit so das Tageslicht in das Innere des Klosters Pujari Math fallen konnte.

Auf der gegenüberliegenden Straßenseite führte uns Deepak durch eine unauffällige Tür in eine Manufaktur, in der seit ewigen Zeiten Papier geschöpft wurde. Nur ein unscheinbares Schild mit der Aufschrift „The Peacock Shop“ und ein Regal mit Papierprodukten wiesen von außen auf dieses Juwel hin. Die Inhabersfamilie dieser kleinen Fabrik hatte durch ihr unternehmerisches Handeln einen gewissen Wohlstand erlangt und so setzte sich der aktuelle Chef für den Erhalt von Kulturgütern ein, sicher nicht ohne einem gewissen Anteil an Eigennutz. Direkt am Eingang empfing uns ein mächtiger aus Holz geschnitzter Elefant. Diesen hatte ein reicher Amerikaner in Auftrag gegeben und mangels einer bezahlbaren Transportmöglichkeit oder anderer Probleme bei der Aus- bzw. Einreise in die USA, verblieb das Tier in Bhaktapur. Die verschiedenen Produktionsschritte der Papierherstellung waren über etliche Stockwerke verteilt. Als Grundstoff diente die Rinde des Lokta-Busches, die gekocht, gewaschen und zu einem Brei verarbeitet wurde. Eine effiziente Produktion war das sicher nicht, aber gerade das und die Entspantheit der Mitarbeitenden, machten den Charme dieses handgeschöpften Papiers aus. So entstand letztlich auf der Dachterrasse, von der wir die Stadt gut überschauen konnten, in riesigen Sieben das kunstvolle Büttenpapier in allen Farben. Je nach Wetterlage bereits nach einigen Stunden Trocknung wurde das Endprodukt dann sortiert und eingelagert.





Das i-Tüpfelchen der Manufaktur war die historische Druckmaschine, auf der das edle Papier mit Hilfe von Holz- oder auch Metallstempeln bedruckt wurde. So entstanden auf dieser vor bestimmt mehr als hundert Jahren entwickelten und mit Schwungrad versehenen Handpresse Kalender, Gebetsblätter und allerlei Druckerzeugnisse. Dass die reichlich verzierten Lettern, also die Stempel hier im Zentrum der Kunstschnitzerei häufig aus Holz bestanden, war zwar ungewöhnlich aber nicht verwunderlich. Die Möglichkeit, diesen Betrieb ausgiebig zu erkunden, wurde anschließend beim Bummel durch die Auslagen im Peacock Shop entsprechend belohnt.

Am Touristenparkplatz angekommen, stand Rajkumar mit dem Toyotabus bereit, um uns näher an das mächtigste Gebirge der Erde zu bringen. So verließen wir die kleinste der drei Königsstädte im Kathmandu-Tal und die Straße führte uns vorbei an riesigen Backsteinmanufakturen, in denen das Baumaterial für die weiter wachsenden Metropolen in reiner Handarbeit entstand. Die mächtigen Schornsteine mit ihren schwarzen Rauchfahnen, die durch das Tal waberten, waren noch über Kilometer hin gut sichtbar. Über Serpentinafen arbeitete sich der Bus bergauf der Siedlung Nagarkot entgegen. Die Landschaft war von Menschen modelliert. In den Terrassenfeldern arbeiteten Bauern, die die Flächen für die Einsaat vor dem Monsum vorbereiteten. Auf anderen Feldern blühte bereits der Senf in einem knalligen Gelb. Gerade der lebensnotwendige Reis benötigte ein recht aufwendiges Bewässerungssystem. Jedes der Felder musste auf den Zentimeter genau in der Waage liegen, damit der jeweilige Wasserstand exakt den Bedürfnissen der Reispflanzen angepasst werden konnte. Neben dem Reis, den man irgendwie immer in Asien auf den Agrarflächen vermutete, wurde jedoch auch Weizen und reichlich Gemüse angebaut. Dies hatten wir bereits auf den Märkten in Kathmandu bewundern können.

Aufgrund des hohen Feiertages hatten die Schulen geschlossen und die Kinder verdienten sich und wahrscheinlich auch für ihre Familien ein zusätzliches Taschengeld, in dem sie Straßensperren mit Seilen oder Bambusstäben errichteten. Die Durchfahrt wurde erst nach Gabe einer „Maut“ freigegeben. Für jeweils ein paar Rupien erhielten wir glückliche Kinderaugen und manchmal sogar einige Blüten zum Dank.

Die Straße wurde zunehmend schmaler und schließlich erreichten wir den Ortseingang der sehr verstreuten Siedlung. Bekannt für den großartigen Ausblick dominierten Hotels diesen Ausflugsort. Auf dem Grad eines Himalayaausläufers, in dichte Wolken gehüllt, konnten wir diese Gebäude erahnen. Zuvor galt es jedoch, uns am massiv gesicherten Kontrollpunkt anzumelden. Aus uns nicht bekannten Gründen bezogen wir das Hotel direkt neben dem uns angekündigten Fort Nagarkot. Hier wurde uns ganz deutlich, wie sich die Grenzschließung zu China auf den Tourismus in Nepal auswirkte. In dem achtstöckigen Gebäude war neben uns nur noch ein zweites Pärchen untergebracht. Der Name des Hotels war Programm. „View Point“! Um unser Zimmer im obersten Stockwerk zu beziehen, mussten wir gefühlt eine Million Stufen erklimmen. Dennoch war nichts von der angekündigten Aussicht auf die Berge zu erleben. Vielmehr fiel unser Blick auf die Nebengebäude des deutlich niedrigeren Hotels in der direkten Nachbarschaft und auf die Gründungsarbeiten eines weiteren Resorts.





## Am Rande der 8000er

Für den Nachmittag hatten wir eine Wanderung vorgesehen, einen etwas umfangreicheren Fußmarsch. Die Tatsache, dass uns die Götter in Bhaktapur deutlich länger als geplant aufgehalten hatten und die bedrohlich dunklen Wolken direkt über unseren Köpfen, veranlassten uns zu einer kürzeren Version. Deepak ließ es sich nicht nehmen, uns dabei zu begleiten. Auf der Fahrt hatten wir uns bereits mit ihm über die Tierwelt in Nepal ausgetauscht. Berichte über Zwischenfälle mit Leoparden erschienen immer mal wieder in der englischsprachigen, nepalesischen Presse, das hatte ich im Internet bei der Vorbereitung der Reise entdeckt. Genau diese Begegnungen mit dem scheuen Raubtier war für Deepak ein sichtlich unangenehmes Thema. Er hielt es für durchaus möglich, dass wir von einem Leoparden angegriffen würden. Wir sahen ihm deutlich an, dass in den eigentlich lustig vorgetragenen Befürchtungen auch ein Stückchen Angst steckte. Tatsächlich seien Leopardsichtungen am Rande von Siedlungen keine Seltenheit, Leopardenübergriffe auf Haustiere regelmäßig zu verzeichnen und die Tötung von Kindern leider auch ab und an zu beklagen.

Natürlich mussten wir nach den vielen Opferstätten und Götterdarstellungen, die uns bisher in Nepal begegnet waren, auf das Thema Religion kommen. Deepak erklärte uns geduldig, während wir durch den „Urwald“ stiefelten, wie sich die Gottesfamilie im Hinduismus zusammensetzte, dass es zu jeder Gottheit noch Inkarnationen, also Wiedergeburten gab und nannte uns dazu die passenden Namen. Dass wir ihm bei seinen Ausführungen in keiner Weise folgen konnten, konnte Deepak noch einigermaßen verstehen. Als wir uns über die Flut an Göttern etwas verwundert zeigten, fragte er uns daraufhin nach der Anzahl unserer Götter. Als wir damit antworteten, dass wir nur an einen Gott glauben, bedauerte er uns sehr. Er konnte es gar nicht glauben, denn wie sollte ein Gott

das alles auf der Erde richten? Er gehe davon aus, dass mindestens 30 Millionen Götter benötigt würden, um all die Wunder zu erledigen, deren es täglich bedurfte. Auch wies er uns darauf hin, dass die Gesamtheit der Natur schließlich aus Göttern bestehen würde, jeder Pflanze, jedem Tier ein Gott innewohnen würde. Auf der weiteren Reise schüttelte er immer mal wieder verständnislos den Kopf und murmelte: „Only one god.“

Nachdem wir eine beachtliche Strecke auf dem Wanderweg durch den Wald bergab zurückgelegt hatten, erreichten wir eine frisch gerodete Fläche direkt an einer asphaltierten Straße. Von hier konnten wir einen Blick auf einen Teil von Nagarkot werfen. Nicht nur hier war eine weitere Bebauung zu erwarten, auch an den gegenüberliegenden Hängen konnten wir etliche Baustellen wahrnehmen. Ab jetzt führte uns der Weg zum Hotel über die gut hergerichtete Straße bergauf. Weiß getünchte Kilometersteine zeigten uns in den in Nepal gebräuchlichen Zeichen die Entfernung, die noch vor uns lag, an. Bald schon kamen wir zu einem Bereich, in dem neben der Straße noch vereinzelt die Reste von offensichtlich abgerissenen Gebäuden zu sehen waren. Wir vermuteten, dass es sich dabei um Auswirkungen des Erdbebens von 2015 handelte. Deepak verneinte die entsprechende Frage und erklärte, es handele sich um die Reste von Schwarzbauten. Teils mehrstöckige Hotels waren in der Vergangenheit aus dem Boden, und zwar aus dem Boden des Staates, ohne Genehmigung gestampft worden. Für uns recht unkonventionell wurden diese Bauwerke kurzerhand vom nepalesischen Militär entfernt. Eine Bauruine, in dessen Hof noch ein völlig, bis zur Unkenntlichkeit eingestaubter Volvo stand, war noch als Gebäude zu erkennen. Weiter oben erreichten wir eine zweite Ruine, eine im Kolonialstil erbaute zweistöckige Villa mit herrlicher Dachterrasse, sicherlich ein Relikt aus vergangener Zeit. Sie stand dort mit aufgeklappten Fenstern so, als würde sie erwartungsvoll auf die Abrissbagger warten.

Zwischendurch zeigte sich das Wetter von einer etwas unschönen Seite, zu der fast eisigen Kälte hatten sich einige Regentropfen gesellt, ohne sich jedoch zu einem echten Regenschauer zu entwickeln. So besuchten wir noch kurz den Außenbereich des Fort Resorts. Neben dessen Eingang stand ein alter Landrover, mit einer Decke vor vielen Jahren notdürftig abgedeckt und mit Steinen vorm Berg herabrollen gesichert. In der natürlich abgestuften Gartenanlage erwartete uns die hier übliche Blütenpracht. Ob in Beeten oder in Töpfen und sogar in einem drei Meter langen Ruderboot sprossen die unterschiedlichsten Gewächse. Da frage ich mich noch heute, was so ein Boot im Himalaya zu tun hatte.

Über die Millionen Stufen ins Zimmer und sich für das Dinner fertig machen stand nun an. Während dem „Feinmachen“ wurde uns allmählich bewusst, dass unser tolles Zimmer weder über eine Heizung noch über dichte Fenster verfügte, von Thermopenverglasung ganz zu schweigen. In dem mit Hirschgeweihen und dazu passenden Bildern geschmückten Restaurant ließen wir uns die Erlebnisse des Tages bei Chicken Curry, vegetarisches Thali mit Reis und Rati-Brot Revue passieren. Selbst das gute Gorkha Beer half nicht, die Familienverhältnisse der Götter in unseren Köpfen zu sortieren.



Kalt, richtig kalt war es in dieser Nacht. Auch die dünnen Decken nutzten bei den Außentemperaturen, die sich im niedrigen einstelligen Bereich bewegten, nicht viel. So zitterten wir dem für halb sieben angekündigten Sonnenaufgang entgegen. Dann - so war unsere Hoffnung - würde sich der Blick auf den westlichen Teil der Himalaya-Gebirgskette öffnen. Die absolute und nur vom Funkeln des Sternenhimmels etwas unterbrochene Dunkelheit verschwand so gegen sechs Uhr und wurde langsam von einer dunkelblauen Stimmung abgelöst. Während ich mich aus dem Bett quälte, war Heike noch nicht davon zu überzeugen, sich aus der Bettdecke herauszuschälen. Daher öffnete ich den Vorhang nur einen Spalt weit. Die Silhouetten der umliegenden bewaldeten Berge erschienen langsam und eine Weile später zeichnete sich da, wo der Himmel auf die Erde stieß, eine gezackte Trennlinie zwischen einem etwas helleren Himmel und einem dunkleren Horizont ab. Waren es Wolken oder tatsächlich die Schattenrisse der Sieben- und Achttausender? Als die ersten Sonnenstrahlen der im Osten aufgehenden Sonne die Spitzen der schneebedeckten Gipfel in einem silbernen Ton erstrahlen ließen, war Klarheit darüber eingezogen.

Die Aussicht auf diese Aussicht lockte nun auch Heike aus den Bettfedern. Nach und nach wanderten die Schatten der Berge, über die sich die Sonne langsam nach oben schob und die das Land vor uns noch lange im Halbdunkeln liegen ließ, in die Täler. Das Licht des Morgens zauberte immer neue Bilder. Das ganze Schauspiel dauerte über eine Stunde und ließ uns somit ausreichend Zeit, einige Fotos zu schießen. Auf der Dachterrasse des Nachbarhotels hatten sich einige Gäste mit dicken Jacken und in Decken gehüllt mit ihren Kameras auf Stativen professionell eingerichtet. Deren dampfender Tee aus Thermoskannen entfachte etwas Neid bei uns, die wir auf ein warmes Frühstücksbuffet hofften.



Nachdem Frühstück checkten wir aus und luden unser Gepäck in den inzwischen von Rajkumar mit den Blumen vom Vortag geschmückten Bus. Damit hob sich dieser von all den anderen weißen Toyotabussen auf den Parkplätzen in den folgenden Tagen ab. Bevor wir die Rückfahrt nach Kathmandu antraten, machten wir noch einen kurzen Bummel durch den Ortskern. Über Nacht hatte es ordentlich geregnet und so standen auf den Straßen mächtige Pfützen, was die Hausfrauen des Ortes nicht daran hinderte, auf der Straße ihre Wäsche zu waschen. Bei der Vorwäsche wurden die Kleidungsstücke tatsächlich auf einem Stück asphaltierter Straße mit Bürsten geschruppt. Danach ein Waschgang im Zuber und schließlich spülen in einem großen Plastikeimer. Zum Trocknen der Wäsche wurden Seile genutzt, die zwischen den Straßenlampen gespannt wurden.

Hier in Nagarkot galt es, einer weiteren Attraktion einen Besuch abzustatten. Ein geografischer Messpunkt, mit dessen Hilfe die Verschiebungen der Bergmassive durch seismische Aktivitäten gemessen werden, wird von

den Nepalis gerne als Aussichtspunkt und als Partyzone genutzt. Bereits auf der Straße dorthin, die glücklicherweise als Einbahnstraße beschildert war, trafen wir auf allerlei Gefährte, die mit Besuchern und reichlich Proviant beladen waren. Sollte jemand die notwendigen Getränke und Knabbereien jedoch vergessen haben, so gab es von all dem reichlich zu erwerben. Von Coca-Cola über Tuborg in Dosen und Ghorka-Bier in Flaschen bis hin zu Pringels und Lays-Chips und natürlich auch frisch frittierten Backwaren, stand alles in reichlichen Mengen zum Kauf zur Verfügung. Vom Parkplatz aus zog sich eine Karawane, bepackt mit allem, was man zu einem erfolgreichen Barbecue benötigte, zum Gipfel dieses Hügels. Dort angekommen, öffnete sich eine große Freifläche, deren umgebende Hecken in den vergangenen Tagen wohl Opfer eines außer Kontrolle geratenen Grillfeuers geworden waren. Neben dieser Partyzone überragte ein Aussichtsturm das Geschehen. Heike ließ es sich nicht nehmen, die Plattform des Turmes über eine steile Leiter zu erklimmen. Ich verzichtete dankend auf dieses Abenteuer.



Von hier aus ging es über enge Serpentinaugen zurück ins Tal. Überall, wirklich überall an der Strecke wurde gebaut. An den möglichen und unmöglichen Stellen lagen Baumaterialien und so wusste man nie, was einen nach der nächsten der unzähligen Kurven erwarten würde. Mal kam uns eine Straßenwalze entgegen, mal wurde fast die gesamte Fahrbahn als Fläche zum Mischen von Beton benötigt, mal standen Kühe und Wasserbüffel am Straßenrand einträchtig beieinander, mal jagten junge Ziegen vor unserem Bus her. Wie bereits auf der Fahrt nach Nagarkot, wurde das umliegende Land in Terrassen bewirtschaftet. Die bestehenden Gehöfte, wenn man diese Gebäude so betiteln durfte, bestanden oft aus Holz, Bambus und Wellblech, während die im Bau befindlichen Gebäude allesamt aus Stahlbeton und Backsteinen hochgezogen wurden.

### Tempel und Klöster

Als sich das Kathmandu-Tal vor uns auftat, blickten wir in den Smog des Molochs. Lediglich die Schornsteine der Backsteinfabriken mit ihren Rauchfahnen waren gut zu erkennen. Kaum hatten wir die Talsohle erreicht, fanden wir uns im Verkehrsgewimmel wieder. Rajkuma wies uns ganz stolz auf eine der wenigen Ampelanlagen in Kathmandu hin, ohne sich jedoch um die dort aufleuchtende Farbe weiter zu kümmern. So zockelten wir durch die Straßen, hin zu der für seine Totenverbrennungen berühmten Tempelanlage Pashupatinath. Mit etwas gemischten Gefühlen betraten wir das weit ausladende heilige Gelände. Bereits auf den ersten Metern begegneten uns einige Sadhus, heilige Männer, die in Askese und je nach religiöser Ausrichtung in Enthaltbarkeit leben. Daneben begegneten uns auch einige Pilger, die noch von den Festlichkeiten des Vortages kamen. Unser Weg führte uns entlang des Flusses Bagmati, der - wie sollte es anders sein - heilig ist. Das Wasser dieses Flusses ergoss sich weiter im Süden in den Ganges, der Mutter allen Lebens.

Daher ist es der Wunsch vieler Hindus in Nepal, hier am Ufer des heiligen Flusses verbrannt zu werden. Während auf unserer Flussseite heilige Männer meditierten oder sich mit dem heiligen Wasser wuschen, waren auf der Gegenseite Holzstapel lichterloh am Brennen. Natürlich war uns bewusst, dass zwischen den sorgsam aufgehäuften Holzscheiten jeweils eine menschliche Leiche verbrannt und deren Seele so ins Jenseits geleitet wurde, wo diese dann auf eine Wiedergeburt wartete.

Im weiteren Verlauf konnten wir sehen, wie zwei Verstorbene, in gelbe Tücher gehüllt, in einer festgelegten Zeremonie für die Verbrennung vorbereitet wurden. So wurden deren Füße gewaschen und ihre Köpfe mit Wasser aus dem Bagmati beträufelt. Das alles fand in aller Öffentlichkeit statt. Es wurde von den Angehörigen gefilmt und die Besucher der Tempelanlage wandelten vorbei wie an einem Obststand auf dem Markt. Für uns eine durchaus beklemmende Erfahrung. Während der vierstündigen Verbrennung, die entgegen aller Befürchtungen aufgrund der Verwendung von Sandelholz kaum stank, blieben die Anverwandten in der Nähe und kehrten danach die verbleibende Asche in den Fluss.





Auf dem gegenüberliegenden Hang des Haupttempels waren in mehreren Reihen etliche Schreine wie kleine Tempel errichtet. Jedes dieser Bauwerke mit einer Grundfläche von vielleicht fünf Quadratmetern war über und über mit Blumenketten geschmückt. Mittig in den nach allen vier Himmelsrichtungen offenen, aber mit einer Art Türen versehenen Schreinen, befand sich ein aus Stein gehauenes Lingam, ein Zeichen für Shiva, ursprünglich wohl ein Phallussymbol. Solche seltsam anmutende Steine hatten wir bereits mehrfach an anderen Stellen in Kathmandu und in Bhaktapur gesehen. Sie bestanden aus einer Art Mühlstein, dem Yoni, dem Ruhepunkt nach der hinduistischen Lehre, sowie eines Hubbels, in dessen Mitte der Lingam. Um diesen ist eine Rinne in den Mühlstein gearbeitet und endet in einem überstehenden Überlauf.

In einem dieser steinernen Gedenkstätten hatte es sich einer der Sadhus häuslich eingerichtet, während andere heilige Männer die Stufen der Schreine zum Verweilen nutzten. Die Sadhus in ihren Gewändern, mit ihren langen hochgebundenen Haaren, den mit Asche und Henna bemalten Gesichtern vor einem der weiß getünchten Schreine, ergab ein Bild, wie man es aus den Hochglanzprospekten der Reiseagenturen kannte. Dieser Anblick zog wohl auch einen amerikanischen Diplomaten an, der sich mit Hilfe einheimischer Polizisten den Weg vom Haupttempel über die Brücke, die die beiden Ufer des Bagmati verband, bahnen ließ. Es war schon ein sehr bizarres Bild, als sich das „Bleichgesicht“ zwischen drei Sadhus in voller Bemalung für ein pressewirksames Foto niederließ. Um diesem Trubel aus dem Weg zu gehen, begaben wir uns weiter nach oben auf den Hügel, natürlich nicht ohne vorher auch ein Foto dieser Szene gemacht zu haben. Der leichte Aufstieg hatte sich wirklich gelohnt, von der Anhöhe hatten wir einen tollen Ausblick auf die Tempelanlage mit all ihren Nebenheiligtümern.

Auf dem Rückweg begegnete uns nochmals die Entourage des amerikanischen Diplomaten. Gerade an diesem so traditionell und religiös geprägten Ort kam uns dieser Besuch der Anlage total surreal vor.



Wir machten uns nun auf den Weg über die Brücke, direkt vorbei an den Ghats, den Plätzen für die Leichenverbrennung hin zu dem Bereich, der am Vortag den Mittelpunkt der Shivarati Feierlichkeiten gebildet hatte. Die gesamte Tempelanlage zeigte sich noch im Blumenschmuck vom Vortag. Lediglich an einigen leicht erreichbaren Stellen war der Blumenschmuck etwas dezimiert. Es mussten Abermillionen von Tagetes und anderen Blüten verarbeitet worden sein, um die Dekorationen herzustellen. Daneben stellten wir uns die Frage, wieviel Menschen wohl damit beschäftigt gewesen sein mussten, diese Arrangements zu erstellen. Aus Aluminiumelementen errichtet war der Hauptverbindungsweg mit einer Pergola versehen, in der aus farbigen Tüchern ein künstlicher Himmel gebildet worden war. Von diesem künstlichen Himmel in Rot und Blau hingen wiederum Girlanden aus Blumenschmuck. Das Eingangsportal zum Tempelhof übertraf alles noch einmal. Das enge Tor, durch das alle Besucher mussten, war seitlich mit weißen Nelken und bunten Ornamenten versehen, darüber entfaltete sich als Abschluss ein Geflecht aus Tausenden Anturien, also Flamingoblumen.

Etwas zurückversetzt, den traditionellen Torbögen nachempfunden, zeigte sich eine weitere riesige, mit rosa und blauen Blüten besetzte Fläche, in deren Mitte wiederum ein wohl religiöses Ornament mehrfarbig prangte.

Kaum hatten wir das opulente Tor durchschritten, saßen dicht nebeneinander die heiligen Männer und baten um eine Opfergabe. Inwieweit sich diese heiligen Männer tatsächlich von allem Weltlichen losgesagt hatten, mussten wir dann doch gelegentlich in Frage stellen. Im Adidas Trainingsanzug – natürlich nicht Original – mit einem Tuch übergehängt und schnell einem Turban aufgesetzt, ließ sich die Haushaltskasse möglicherweise ganz passabel aufbessern. Daneben gab es jedoch auch einige Männer, deren Schicksal aufgrund von Missbildungen und Behinderungen offensichtlich waren.

Der Blumenschmuck nahm überhaupt kein Ende mehr, wurde immer ausgefallener, immer mächtiger. Aus unterschiedlich farbigen Blüten waren Bilder und Zeichen gesteckt. Neben dem berühmten Om, welches oft als das Erkennungszeichen des Hinduismus gewählt wird, fiel uns der Swastika ins Auge, also das bei uns als Hakenkreuz bekannte Symbol. Hier in Nepal und auch weit darüber hinaus gilt dieser Swastika als Glückssymbol und wird daher vielfach verwendet, so beispielsweise auf vielen gefährlichen Maschinen, wie der pneumatischen Papierschnidemaschine in der Papiermanufaktur in Bhaktapur. Ebenfalls fanden sich zahlreiche Blumengestecke in Form des Dreizacks als eines der Symbole für Shiva im Tempelhof, aber auch Ghanesh, dem Elefantengott, wurde mit prunkvollen Blumenarrangements gehuldigt.

Der Innenhof des Haupttempels, bestehend aus einer zweistöckigen Pagode, war ausschließlich für gläubige Hindus zugänglich und so mussten wir uns mit dem Blick auf den Hintern von Shivas Reittier, dem Bullen Nandi, begnügen. In den letzten Tagen hatten wir bereits

bemerkt, dass vor jeder Opferstätte und jeder Darstellung von Shiva ein Bulle anzutreffen war. Dies machte es uns auch einfacher zu erkennen, dass es sich um eine Shiva-Darstellung handelte, was ansonsten bei dem vielen Göttern recht schwierig war. Der Bulle hier in Pashunath, bestimmt drei Meter hoch und offensichtlich gut genährt, ruhte vor einem vierköpfigen Lingam, den wir jedoch nicht zu sehen bekamen.



Deepak führte uns - dank seiner guten Ortskenntnisse - zu einem etwas höher und abseits gelegenen Teil der Tempelanlage, von der aus wir mit etwas Geschick einen Blick auf den vorderen Teil des Bullen erhaschen konnten. Den Kopf gegen den Himmel gereckt und mit einem für Zebu-Rinder typischen Höcker ruhte er gütig schauend auf einem Blütenbett aus, wie sollte es auch anders sein. Hier hatten wir jetzt die Möglichkeit, an einem „Nebenheiligtum“ in Ruhe einer Familie bei dem rituellen Opfern zuzuschauen. In einer kleinen tiefer liegenden und über zwei Treppen erreichbaren Ebene befand sich der vergoldete Bulle Nandi, dessen Beulen zeigten, dass nicht jeder Gläubige sich an alle Regeln hielt und ein offensichtlich aus Kupfer gefertigter Lingam. An den Wänden hingen verschiedene Glocken. Daneben standen aufgereiht



brennende Butterkerzen. Die gegen Absturz sichernden Geländer waren mit roten und mit Goldfäden durchwobenen Tüchern dekorativ abgehängt. Ähnlich wie bei gar manchem „Heiligen Mann“, stand eine mit Scheinen reichlich gefüllte Opferschale für weitere Opfergaben bereit. Diese Opferschale jedoch bestand, im Kontrast zu den anderen aus edlem Metall gefertigten Accessoires, aus billigstem grünen Plastik. Im Umfeld dieser Opferstätte hatten sich noch einige Familien niedergelassen, um dort zu meditieren oder etwas weiter abseits Feueropfer zu geben.

Gerade die jungen Damen, die sich im Rahmen der Feierlichkeiten hierher auf den Weg gemacht hatten, nutzten die Errungenschaften der modernen Technik, um Bilder von sich und ihren Freundinnen in die virtuelle Welt hinauszuschicken. Sie waren in ihre schönsten seidenen Saris oder bauchfrei mit Cholis, einer Art Bolero und langen, weit ausladenden Röcken bekleidet und natürlich mit viel Goldschmuck behängt. Um diese Möglichkeit auch möglichst all den anwesenden Personen zu ermöglichen, hatte ein nepalesischer Mobilfunkanbieter eine mobile Funkstation direkt neben der Tempelanlage aufgebaut.

Leider mussten wir bei dem Blick über einen Zaun auch die Schattenseiten dieses größten Festes der Anhänger von Shiva kennenlernen. Verpackungsmüll, überwiegend bestehend aus Kunststofffolie, breitete sich auf einer Fläche, vielleicht halb so groß wie ein Fußballfeld, aus und Kartonagen stapelten sich meterhoch.

Wir verließen die weitläufige Anlage auf der gegenüberliegenden Seite des Bagmati-Flusses. Vor dem Tor traute ich mich, einen der vielen Pilger, einen Sadhus, zu fragen, ob ich von ihm ein Bild machen dürfte. Er schien mir im Vergleich zu vielen seiner Kollegen eher vertraulich. So wurden wir schnell handelseinig. Ich gab die geforderten Rupien und machte das gewünschte Foto. Leider

erhielt ich umgehend eine weitere finanzielle Forderung von meinem Gegenüber. Als ich eine weitere Zahlung ablehnte, wurde ich wild in einer mir nicht geläufigen Sprache beschimpft. Es war genau das passiert, was in allen Reiseführern beschrieben wurde. Unbeeindruckt folgte ich Deepak und Heike, die sich bereits in eine der Seitenstraßen vorbei an den vielen Ständen, an denen die Pilger Opfergaben erwerben konnten, begeben hatten.



Das nächste und abschließende Ziel des heutigen Tages war Boudhanath, ein weiteres heiliges Bauwerk. Ein Stupa, der sicher in jedem Reisekatalog, in dem Nepal Erwähnung findet, abgebildet ist. Um nicht in der Mittagshitze den gesamten Weg dorthin zu Fuß zurückzulegen, galt es nun Rajkumar mit dem Toyotabus im Verkehrs-





chaos von Kathmandu so zu lotsen, dass wir zueinander fanden. Nach einiger Zeit gelang das dann auch am Rande einer der Hauptverkehrsadern.

Boudhanath liegt auf einem Platz, einen Häuserblock von der Hauptstraße entfernt. Bereits beim Betreten der zu diesem Platz führenden Straße blickten uns die Augen des Stupas an. Die Augen heißt hier natürlich ein Paar der „normalen“ Augen plus das dritte Auge. Das monumentale Sakralbauwerk war mit einer Gesamthöhe von 36 Metern eines der höchsten seiner Art auf der Welt, dementsprechend auch ein Anziehungspunkt nicht nur für Mönche und Pilger, sondern auch für Touristen. Der Aufbau des Stupas selbst wurde durch das große Erdbeben beschädigt, konnte aber dank großzügiger Spenden rasch wieder aufgebaut und in 2016 geweiht werden. Jährlich neu weiß getüncht und an Neujahr mit den typischen safranfarbenen Bögen verziert, strahlte das gesamte Bauwerk in der Mittagssonne in einem gleißenden Licht. Die wenigen weißen Cumuluswolken, die am hellblauen Himmel vorbeizogen, passten wie gemalt in diese Szenerie. An vielen hundert Seilen, die von der Spitze des Stupas bis zu den untersten Ebenen gespannt waren, hingen dicht an dicht tibetische Gebetsfähnchen. Im Spiel des Windes belebten diese bunten Farbflecke das Gesamtbild. Der mit Blattgold belegte Aufbau des halbkugelförmigen Stupas setzte dem Anblick sprichwörtlich die Krone auf. Ich hätte sicher stundenlang den besten Platz zum Fotografieren suchen können.

Was neben dem tollen Anblick sofort auffiel, war die Ruhe, die hier trotz aller Menschen herrschte. Boudhanath ist der Ruhepol in der nepalesischen Hauptstadt, nur wenige Meter entfernt von einer der lauten, quirligen Verkehrsadern der Metropole umkreisten die Besucher das Bauwerk in aller Ruhe im Uhrzeigersinn. Unweigerlich änderte man sein eigenes Verhalten und passte sich diesem Takt an.

Unser Mittagessen nahmen wir auf der Roof Top Terrasse des Restaurants „The Golden Eyes“ ein. Wir wählten die als Nationalspeise geltenden Momos, Teigtaschen gefüllt mit Büffelhack beziehungsweise mit Hähnchenfleisch. Dazu der Blick über den Stupa und den umliegenden Platz mit all seinen Klöstern.

Gesättigt führte uns Deepak nun in eines der buddhistischen Klöster, die sich rund um den Stupa in den vergangenen Jahrhunderten angesiedelt und damit das buddhistische Zentrum hier im Kathmandu-Tal begründet hatten. Barfuß, so ist die Vorschrift, betraten wir das Hauptgebäude. Vor uns erhob sich über zwei Stockwerke eine Buddhastatue. Davor Schreine und Fotos des Dalai Lamas und anderer religiöser Führer, so meine Vermutung. Der Buddha gänzlich golden mit viel eben solchem Zierrat, so dass es uns schon recht kitschig vorkam. Eingefasste Edelsteine und edle Stoffe dekorierten die gesamte Halle. In den Nebenflügeln exerzierten jungen Mönche, um eines Tages eine höhere Bewusstseinsebene zu erreichen. Neben den eimergroßen Gebetsmühlen überraschte uns ein übergroßes Exemplar direkt am Zugang. Diese Gebetsmühle hatte eine Höhe von bestimmt drei Metern und einen Durchmesser von knapp zwei Metern. Natürlich nutzten wir die Möglichkeit mit Hilfe dieses Teils, ein Gebet auf den Weg zu senden.

Hinter dem Stupa lag die dazugehörige Gebetsstätte. Davor ein Krieger mit Frau auf weißen Elefanten. Darin weitere Gebetsmühlen, nun in den unterschiedlichsten Größen. Daneben ein Zelt, in dem sich Musiker wohl für ein Konzert vorbereiteten und nicht viel weiter ein zweites Kloster. Diesmal scheinbar mehr weltlich geführt. Auf dem Dach glitzerten im Sonnenlicht einige Photovoltaikpaneele zur Stromgewinnung. Die Wände waren komplett mit Mandalas und Darstellungen von religiösen Sagen bemalt. Unter anderem ein Schema der hinduistischen Gottheiten, welches Heike, um für zukünftige



Gespräche gerüstet zu sein, sofort ablichtete. Die Übergänge zwischen den Religionen waren hier tatsächlich sehr fließend. Auf der Dachterrasse hatten die Mönche eine Manufaktur für Gebetskerzen errichtet. In Reih und Glied standen Hunderte von Messingbechern mit Docht und Wachs bestückt und wurden anschließend gegen einen Obolus „verliehen“.

Für eine zweite Runde um den Stupa reichte die Zeit, um noch mehr Fotos des Sakralbaus und von den im Wind flatternden Gebetsfahnen zu machen sowie einen Laden für Klangschalen zu besuchen. Dabei fiel mir auf, dass nicht nur Buddha seine Augen in alle vier Himmelsrichtungen auf uns gerichtet hatte, sondern auch zahlreiche ferngesteuerte Videokameras alles überwachten, was sich auf dem Platz tat.



Zurück im „Mandala Boutique“-Hotel blieb uns nach diesem dritten erlebnisreichen Tag nicht mehr viel Zeit, uns auf das Dinner vorzubereiten. Nachdem wir uns von unserem Guide der letzten Tage, Deepak, verabschiedet hatten, checkten wir wieder in unser Zimmer ein, machten uns für den Abend fertig und beeilten uns, um noch vor Einbruch der Dunkelheit die Verkaufsstraßen des Stadtviertels Thamel zu erreichen. Auf den Straßen lockte uns der Duft von auf Holzkohle frisch gerösteten Maiskolben zu den Streetfoodständen. Aufgrund meiner Erfahrungen meines ersten Besuchs in Nepal, mieden wir diese einheimischen Köstlichkeiten und besuchten das „Roadhouse“, ein Restaurant mit westlichem Standard und internationaler aber auch lokaler Küche. Nicht jedoch bevor wir noch einigen Stoffläden einen Besuch abgestattet hatten und wir um einen echten Kaschmirschal für umgerechnet 22,-€ reicher waren.

## Kathmandu ohne Programm

Das bisher sehr, sehr eng getaktete Programm, die unendlich vielen neuen Eindrücke und das allgegenwärtige Getümmel von Menschen in der Stadt ließen bei Heike den Wunsch aufkommen, den heutigen Vormittag mit einem der mitgebrachten Bücher zu verbringen. Das verstand ich nur zu gut, trotzdem zog es mich wieder hinaus in das Abenteuer Kathmandu. Gerne hätte ich den Tontechniker von damals noch einmal getroffen und so machte ich mich zu Fuß auf Spurensuche. Wie bereits geschrieben, war damals wie heute der Chhetrapati der Punkt, an dem ich mich am besten orientieren konnte. Von dort gab es neben dem Abzweig nach Thamel auch enge Straßen abseits der Touristenströme.

In diesen schmalen Gässchen konnte ich das Leben am Straßenrand beobachten. So gab es Pediküre zwischen Tempeltür und Gemüsestand, Schuster priesen ihre Dienste an, was sich bei einer Bevölkerung, die zumeist Plastikflipflops aus chinesischer Produktion trägt, gar nicht so einfach darstellt. Sherpas, eine Bevölkerungsgruppe Nepals, die im Westen vor allem durch deren Unterstützung bei Expeditionen zu den Achttausendern bekannt geworden waren, boten ihre Dienste auch in den Quartieren der Großstadt an. So wurden riesige Mengen von Waren am Stirnband durch die engen Straßen der Metropole befördert. Neben diversen Kartons und Kanistern war dann auch mal ein Kühlschrank dabei. Stadtplanung fand nur im begrenzten Maße statt und so standen auf engstem Raum altehrwürdige, dreistöckige Pagoden zwischen siebenstöckigen Neubauten. Wo ganze Straßenzüge vom Erdbeben verschont geblieben waren, kamen die Sonnenstrahlen, die es durch die staubige Atmosphäre geschafft hatten, nur selten bis auf den Boden. Bei der traditionellen Bebauung im Newarstil stoßen die oberen, sich gegenüberliegenden Geschosse mit ihren prachtvoll geschnitzten Vorbauten fast gegeneinander. Ähnlich wie

wir es auch von den historischen Ortskernen der mittelalterlichen Marktflecken in Hessen kennen. Möglicherweise fand vormals in den Städten Europas das allgegenwärtige Markttreiben auch in dieser Art statt, wie ich es nun hier erlebte.

Abseits vom Stadtteil Thamel standen hier vorwiegend die Bedarfe des Alltags zum Erwerb bereit. Besonders ein Stand zog mich in seinen Bann. Hier standen weit über fünfzig riesige, viereckige Metalldosen dekorativ gestapelt und geöffnet vor den Käufern, so dass jedem der Blick auf die darin enthaltenen Produkte möglich war. Jedes der Behältnisse bis zum Rand gefüllt mit Nüssen, Kernen, Hülsenfrüchten und anderen Cerealien. Bei Bohnen, Erbsen, Linsen, Erd- und Walnüssen war ich mir noch sicher, Kürbiskerne, Weizen und Mais waren auch noch gut aus meinem Erfahrungsschatz zu identifizieren, aber die Inhalte der überwiegenden Anzahl der Dosen waren mir zumeist völlig fremd oder zumindest nur zu erahnen. Auf der gegenüberliegenden Straßenseite lockte ein Stand, an dem Unmengen von Einmachgläsern mit eingelegten Früchten zu einer Wand drapiert waren. Die aromatischen Düfte der unterschiedlichsten orientalischen Gewürze, die ebenfalls feilgeboten wurden, vermischten sich mit den Abgasen der allgegenwärtigen Zweitakter. Wo die Sonne durchkam, spiegelten sich ihre Strahlen in den glänzenden, kupfernen Töpfen, die in allen Größen erhältlich waren.

Auf meinem weiteren Weg erreichte ich die Ringstraße, die zur Entlastung des Stadtkerns bereits vor langer Zeit errichtet worden war. Dort war unter anderem die Durbar High School, eine Privatschule für die Kinder der Oberschicht, angesiedelt. In deren Nachbarschaft stand das öffentliche Krankenhaus, vor dem sich die Patienten in langen Schlangen aufgereiht hatten. Nur wenige Meter



weiter, im direkten Kontrast dazu das exzellent ausgestattete Militärkrankenhaus, das zu den Devisenbringern des Landes gehörte. Eine große Baustelle schaute ich mir nur aus der Entfernung an. Dabei handelte es sich um die Bemühungen, den Dharahara-Turm - auch Bhimsen-Turm genannt - wieder zu errichten. Dieser neunstöckige 62 Meter hohe Turm im Zentrum des Stadtteils Sundhara wurde 1832 unter Bhimsen Thapa, dem damaligen Premierminister von Nepal, für die Königin von Nepal gebaut und diente ursprünglich als militärischer Wachturm. Später wurde er als touristische Aussichtsplattform genutzt, die über eine lange Wendeltreppe im Inneren zu erreichen war. Beim Erdbeben am 25. April 2015 mit einer Magnitude von 7,8 MW stürzte er zum zweiten Mal in seiner Geschichte ein. Unter den Trümmern des Turms wurden fast 60 Tote geborgen.

Wie bereits auf anderen Reisen in ferne Länder, war ich auch hier darüber verwundert, dass ein Thema wie Inklusion, trotz der klammen, öffentlichen Kassen, präsent war. So gab es auch in Kathmandu an vielen Stellen im Straßebereich taktile Elemente, die zur Leitung von Sehbehinderten durch den Verkehr dienten. Allerdings gab es auch Straßen, in denen es schon als Sehender schwierig war, ein Durchkommen zu finden. Dass nach einer Tiefbaumaßnahme der Straßenbelag wieder hergestellt wurde, schien hier in Nepal nicht selbstverständlich zu sein.

Meine Suche nach dem Laden für Veranstaltungstechnik in der New Road, dessen Leistungen ich 1996 in Anspruch genommen und dem ich damals mein eingeflogenes Material günstig überlassen hatte, war jedoch nicht mehr auffindbar. Da wir die technische Ausstattung in Nepal zurückließen, konnten wir die horrenden Transportkosten sparen und auch den hiesigen Technikern einen Gefallen tun. Ob die eigentlich fälligen Einfuhrsteuern abgeführt wurden, blieb mir verborgen. Jedenfalls erhielt ich irgendwann nach der Konzertreise eine Mitteilung aus Nepal,

dass das Einfuhrverfahren nicht ordnungsgemäß stattgefunden hätte.

Zurück am Durbar Square wies ein mächtiges Transparent darauf hin, dass der Wiederaufbau dieses touristisch wichtigen Platzes durch Finanzmittel von China Aid ermöglicht wurde. Ebenfalls wurde dort auch mit riesigen Piktogrammen und in großen Lettern geschrieben auf die Vorgaben des Arbeitsschutzes hingewiesen. Auf dem Marktplatz herrschte das übliche Treiben. Unbeeindruckt von den Marktschreibern, die ihre auf Antik getrimmten Produkte den Touristen anboten, hatten sich die Kinder einer Schulklasse im Alter von ca. 8 Jahren auf dem Rand eines Brunnens niedergelassen und genossen im Sonnenschein ihre Pause.



Mein nächstes Ziel war die Freakstreet, die letzte Ecke in Kathmandu, in der noch etwas des Flairs aus den 1960er Jahren zu spüren war. Wie in eine Zeitkapsel eingeschlossen, hatte im „Snowman Cafe“ die Welt der Hippies die tiefgreifenden Veränderungen der vergangenen 50 Jahre überdauert. Im Erdgeschoss befand sich die Theke, darin neben Apple Pie und Carrot Cake ein verstaubtes Regal mit Musikkassetten. Die Wände waren geschmückt mit Fotos aus den 60ern und 70ern, einem Mandala

und den Treppenaufgang zierte ein Bob-Marley-Plakat. Daneben hatten die Gäste über Jahrzehnte ihre Anwesenheit mittels Edding an den Wänden und der Decke dokumentiert. Im Angebot neben den bereits genannten Kuchen unterschiedlichste Tees, Milk Shakes, Fruchtsäfte, Softdrinks und natürlich auch Kaffee. Ich nutzte die Chance, meinen Durst zu stillen und mein Wunsch, einige Fotos zu machen, wurde selbstverständlich gewährt. Die Gäste im Obergeschoss waren hauptsächlich einheimische Schüler und Studenten, ebenso wie das Personal, das sich so möglicherweise sein Studium finanzierte.

Zum Lunch hatte ich mich mit Heike im „Roadhouse“ verabredet. Die Wahl fiel auf Chicken Wraps in einer Kombination aus mexikanischem und nepalesischem Stil. Der anschließende Nachmittag war dem Shopping in Thamel gewidmet. Noch galt es, eine Klangschaale und vielleicht andere schöne Dinge zu erwerben. Was allerdings unsere Aufmerksamkeit auf sich zog, war ein Handwerker bei der Fassadensanierung. Anstatt eines Gerüstes, begnügte sich der Arbeiter mit einer Art Leiter. Diese war aus zwei bis drei Meter langen Bambusstämmen, deren Enden im Abstand von knapp zwei Metern mit je einem Seil aneinander geknotet waren. Die beiden Seile waren irgendwie über dem obersten Stockwerk angeknüpft. So hing die gesamte Konstruktion vom Dach bis auf die Straße. Der Maler kletterte mit Farbeimer und Pinsel von Bambusstamm zu Bambusstamm und strich dabei die Fassade.

Wir schlenderten durch die Stadt, durch diverse Straßen und über den Durbar Square, vorbei an dem Händler mit den Klangschaalen. In Thamel entdeckten wir den Gurushop, in dem wir eine längere Pause einlegten. Dieser kleine Laden beherbergte unzählige Filztiere und dazwischen auch eine Auswahl von gefilzten Nikoläusen. Noch konnten wir uns für keines der Filztiere entscheiden, das Angebot war einfach zu hinreißend. Auch ein Laden mit Textilprodukten, in dessen Schaufenster ein alter Webstuhl

mit der Aufschrift „We are deaf but we can weave“ stand, erregte unser Interesse. Ebenso wie im Gurushop war die Auswahl einfach überwältigend.



Und immer wieder Heiligtümer und Gläubige, die Opfer darbrachten, Butterkerzen entzündeten oder einen Tee genossen. Passend dazu gab es die Zutaten für den roten beziehungsweise gelben Punkt, den man nicht nur auf der Stirn von hinduistischen Frauen sah. Der Tilaka, der Punkt, der die Stelle des Energiezentrums oder des dritten Auges markierte, ist zugleich ein Zeichen der religiösen Zugehörigkeit. Sindur, das traditionelle Kosmetikpulver, das aus Kurkuma, Zinnober und Kalk hergestellt wird, war in unterschiedlichen Tönungen erhältlich. Das lose Pulver war zu Kegel angehäuft oder bereits in transparente Tütchen verpackt. Inzwischen war der ursprünglich religiöse Ansatz in den Hintergrund getreten und modische Aspekte spielten beim Verwenden der Farbpigmente viel öfter eine Rolle. Daher fanden sich unter dem Begriff Schmuckbindi auf allen Märkten selbstklebende und mit Ornamenten versehene Punkte, die auch gerne von jungen Mädchen und sogar von Kleinkindern getragen wurden. Dass dieses Kosmetikpulver auch anderweitig Verwendung fand, konnten wir direkt nebenan an einer Hanumanstatue erkennen. Hier wurde uns klar, woher das kräftige Orange auf den aus Stein gefertigten Heiligkeiten stammte. Zusätzlich in orangenen Stoff gehüllt, war diese Gottheit bereits von weitem gut auszumachen.



Für den späten Nachmittag hatten wir uns im Musikgeschäft von Nanda verabredet, um anschließend einen Ausflug in einen Vorort von Kathmandu zu unternehmen, um dort das Waisenhaus zu besuchen, welches Nanda seit Jahren betreibt. Die Fahrt mit einem der lokalen Busse war durchaus spannend. Wir machten uns auf den Weg zu einem der Bushaltestellen in der Nähe der New Road. Den Weg dahin kannte ich bereits von meinem Ausflug am Morgen. Dort angekommen galt es, nun den richtigen Bus auszuwählen. Die Fahrzeuge, zumeist aus indischer Produktion, waren zwar mit reichlich Werbung beklebt, aber einen Hinweis auf das Fahrziel oder auf eine entsprechende Linie suchte man vergeblich. Diese Information wurde von dem aus der Vordertür hängenden Schaffner übernommen, der mit seiner kräftigen Stimme das Fahrziel in den Großstadtlärm hinein brüllte. Für uns völlig unverständlich konnte Nanda die sich nur in Nuancen unterscheidenden Namen der Vororte auseinanderhalten und so quetschen wir uns in den bereits gut gefüllten Bus. Bezahlt wurde, so meine Beobachtung, während der 45 minütigen Fahrt beim Aussteigen. Jedoch nach welchem Tarif der Fahrpreis ermittelt wurde, hatte sich mir bei Weitem nicht ansatzweise erschlossen. Der Bus selbst war in einem für Nepal ganz akzeptablen Zustand. Die Risse in der Frontscheibe in Form eines Spinnennetzes waren gegen weitere Ausbreitung mit Klebeband fixiert und die diversen Schalter wurden mittels Kabelbinder an einer für den Fahrer gerade noch erreichbaren Position gehalten. Heike hatte tatsächlich das Glück, noch einen Sitzplatz zu ergattern und ich durfte es mir auf der Motorabdeckung direkt neben dem Fahrer bequem machen. So starteten wir in das Abenteuer der Teilnahme am öffentlichen Personennahverkehr in Nepal. Bereits nach wenigen gefahrenen Metern warb der Schaffner lauthals für die Fahrt aus dem Zentrum in Richtung der den Talkessel umgebenden Berge. Und so kamen nach und nach noch etliche Fahrgäste in den für uns bereits bei der Abfahrt vollen Bus.

Der begrenzt zur Verfügung stehende Platz im Bus wurde in jede Richtung optimiert genutzt. Die Einkäufe wurden gestapelt, die Mitfahrenden vom Schaffner mit rüden Worten angewiesen, weiter nach hinten durchzugehen, obwohl die Menschen auch bereits im Heck des Busses dicht gedrängt aneinander klebten. Der Schaffner selbst hing nun auch während der Fahrt aus der Vordertür, eine Hand zum Sichern am Außenspiegel und in der anderen Hand einen Packen nepalesischer Rupien. Erst als der Bus nach rund einer halben Stunde Fahrt das Zentrum bereits deutlich hinter sich gelassen hatte, stiegen endlich mehr Menschen aus, als dass weitere dazu kamen. Während Heike und ich mit der Vielzahl der Eindrücke und der teilweise durchaus unangenehmen Nähe zu einigen Fahrgästen, sowie dem Fahrstil des Busfahrers zu kämpfen hatten, nahm Nanda das Ganze stoisch hin. Sie muss diese Fahrt schließlich täglich zweimal absolvieren.



Angekommen im Vorort Narayanthan, in dem Nanda zumeist lebte - sie besaß auch noch eine kleine Wohnung im Zentrum - führte sie uns zuerst zu dem hinduistischen Mittelpunkt des Örtchens. So wie wir unseren Gästen auch zuerst den Marktplatz mit der Kirche und dem historischen Rathaus zeigen, wenn diese zum ersten Mal zu Besuch kommen. Vor dem eigentlichen Tempelkomplex stand eine unglaubliche Auswahl an Blumenkränzen und Opfergaben bereit, schön drapiert zum Erwerb in zahlreichen Marktständen. Auf den umgebenden Dächern

und Mauern lauerten Makaken darauf, etwas Essbares zu erhaschen. Heilige Männer in Orange oder Weiß gekleidet wanderten um oder auf der Anlage herum.

Das eigentliche Heiligtum, dessen Bedeutung uns erst nach unserer Heimkehr durch die Recherche bei Wikipedia bewusst wurde, bestand aus einem 13 Meter langen Wasserbassin, das den Urozean darstellen sollte. Darin lag ein etwa fünf Meter großes Kultbild, welches den Gott Vishnu als Jalashayana Narayan auf dem vielfach gewundenen Leib der Weltenschlange Ananta ruhend darstellte. Die auf dem Wasser treibende Schlange mit ihren elf Köpfen bewachte den Schlaf des Gottes. Die Körperhaltung der Statue Vishnus, mit locker angewinkelten Beinen und der gelassene Ausdruck des Gesichts, begründete die einzigartige Ausstrahlung des Kultbilds. Die vier Hände des Gottes zeigten seine Attribute Diskus, Lotos, Muschelhorn und Keule und aus seinem Nabel entsprang ein Lotus, welcher Brahma – den Schöpfer der Welt – gebären wird, so zumindest die dazugehörige Überlieferung.



Der Zugang zur Statue war nur Hindus am Fußende gestattet, das Idol selbst darf nur von Brahmanen, also Mitgliedern der obersten Kaste, zumeist Priestern, betreten werden. Diese waschen, was wir auch beobachten konnten, täglich das Gesicht und die Füße der Statue, zunächst mit Wasser und später mit einer Mischung aus Butterschmalz, Milch, Joghurt, Honig und Zucker. Abschließend wurden die von den Pilgern als Opfergaben dargebrachten Blumen um das Haupt Vishnus drapiert. Die Statue war wohl im fünften oder sechsten Jahrhundert unserer Zeitrechnung aus einem schwarzen Basaltblock gearbeitet worden. Wobei dieses Material in dieser Region nicht vorkommt und daher damals aufwendig aus einem anderen Teil Nepals hierhergebracht werden musste. Dass nicht nur Blumen als Opfergabe von den Mönchen gewünscht wurden, wurde uns klar, als wir am Eingang zu dem Heiligtum einen massiven Tresor mit Spardosenschlitz entdeckten. Neben Vishnu waren aber auch die anderen wichtigen Götter vertreten, zwar nicht so monumental, aber in angemessener Größe. Natürlich der Affengott Hanuman, wie üblich in orangenen Stoff gehüllt, Garuda gab es gleich in mehrfacher Ausführung sowie einige Lingame als Symbol für Shiva.

Wachstum schien eines der neuen Leitbilder der hiesigen Bevölkerung zu sein. Auf dem Weg zu Nandas Haus konnten wir sehen, in welcher erstaunlichen Geschwindigkeit hier neue Häuser für die wachsende Bevölkerung Nepals entstanden. Dabei waren es in diesem attraktiven Ort durchaus große und luxuriöse Gebäude, die hier aus Beton und Ziegelsteinen gebaut wurden. Neben schicken Villen entstanden aber auch standardisierte Reihenhäuser. Die Entwässerung mittels offener und stinkender Gräben zeigte aber auch, dass die Entwicklung der Infrastruktur bei Weitem dem Tempo des Wohnungsbaus nicht mithalten konnte. Zwischen den Baustellen und den bereits fertig gestellten Gebäuden grasten Kühe und Wasserbüffel und die Wachhunde waren alles andere



als wach. Die jungen Männer des Vorortes spielten auf einer ebenen Fläche Volleyball, daneben waren Gemüsegärten und Gewächshäuser angelegt. Auch in Neubaugebieten gab es ein entsprechend neu angelegtes Heiligtum, diesmal mit einem vergoldeten Buddha, Gebetsfahnen und Gebetsmühlen. Aus Ermanglungen eines historisch gewachsenen Standorts war die Anlage aus Stahlbeton gegossen und dessen Oberfläche in Holz- und Steindekor ausgeführt.

Von Nandas Haus waren wir positiv überrascht. Das Gebäude war relativ geräumig und in einem wirklich guten Zustand. Wir wurden von der Haushälterin herzlich begrüßt. Im Gemeinschaftsraum saßen vier Jungs und ein etwas älteres Mädchen bei ihren Schulaufgaben auf dem Boden. In ihre Bücher vertieft, ließen sie sich kaum von unserer Anwesenheit aus der Ruhe bringen. Auch ein älteres Ehepaar aus der Nachbarschaft war anwesend. Nanda führte uns durch das Haus und gab uns einige Informationen zu den hier zeitweise oder dauerhaft untergebrachten Kindern. Anschließend bat sie uns, im Gemeinschaftsraum Platz zu nehmen und die Kinder, ihre Musikinstrumente zu holen. So wurden die Schularbeiten kurzfristig liegen gelassen und die Kids verschwanden in ihren Schlafräumen. Mit drei Bambus-Querflöten und einer nepalesischen Mandal-Trommel tauchten die Kinder wieder auf. Nanda musste die vier Schüchternen



ermutigen, einige Lieder für uns zu spielen. Dass Musik ein wichtiger Teil der Bildung und Erziehung darstellte, wurde uns dann schnell bewusst. Gerade die traditionellen Musikstücke hatten für uns Europäer sehr ungewohnte Rhythmen. Nach dem kleinen Konzert hatten wir noch etwas Zeit für einen Smalltalk, bevor wir uns wieder auf den Weg in die Stadt machen mussten. Zum Abschied gab es noch eine kurze Fotosession für uns und die Facebook-Seiten der Nepalis.

Nanda hatte für den Weg in die Stadt ein Taxi geordert, mit dem wir zügig Thamel erreichten. Unser Abendessen nahmen wir zusammen mit Nanda in einem Restaurant namens „Ying & Yang“ ein.

## Patan und die Tieropfer

Der Name unseres Hotels „Mandala Boutique“ ließ es bereits erahnen. An den Wänden hingen gerahmt und hinter Glas kunstvoll gestaltete Mandalas. So auch in unserem Zimmer. Wir konnten wählen, ob das Mandala mit künstlichen Licht angestrahlt wurde oder die Beleuchtung durch einen Kronleuchter erfolgen sollte. Die tatsächlich aus Glas gefertigten Lüster brachen das Licht der inzwischen mit LEDs bestückten Birnen in Regenbogenfarben. Steckdosen für den Betrieb und zum Laden unserer mitgebrachten elektronischen Geräte gab es in ausreichender Anzahl und überwiegend auch funktionsfähig. Dass es manchmal zu Stromausfällen kam, war bei der bereits beschriebenen Infrastruktur sicher nicht ungewöhnlich und so waren die meisten Hotels mit Stromerzeugern versehen und die Läden in der Stadt hatten zumindest eine Lampe, die mittels Akku gepuffert weiterleuchten konnte.

Nanda hatte bereits ihren Frühstückskaffee vor sich stehen, als wir zum Frühstücksbuffet kamen. Wie die Tage zuvor war sie den Außentemperaturen entsprechend in ihre Steppjacke gekleidet. Wir besprachen den Tagesablauf und einigten uns darauf, den Vormittag mit einem Ausflug nach Lalitpur, dem früheren Patan zu unternehmen. Da diese dritte Königsstadt des Kathmandutals mittels öffentlichem Personennahverkehr nicht direkt erreichbar war, entschieden wir uns, eines der reichlich vorhandenen Taxis zu nutzen. Dank Nanda war ein offensichtlich verkehrstaugliches Gefährt schnell gefunden und auch ein Preis - wie für lokale Fahrgäste üblich - ausgehandelt. Mit dem konsequenten Einsatz seiner Hupe schaffte es unser Taxifahrer auch zügig, durch das Gewimmel aus Motorrädern das Zentrum von Kathmandu in Richtung Lalitpur zu durchqueren. Ab der Stadtgrenze zeigte sich ein deutlich schöneres Straßenbild als in der Hauptstadt. Zum einen waren die Straßen deutlich besser in Schuss

und zum anderen gab man sich sehr viel Mühe, die Straßen zu begrünen. Überall, wo sich etwas Platz für sogenanntes Straßenbegleitgrün bot, wurde dies auch genutzt. Bäume waren angepflanzt und gegen das Abweiden durch die heiligen Kühe und die weniger heiligen Ziegen geschützt.

Der Taxifahrer brachte uns direkt zum Eingang des Durbar Platzes, der wie in Bhaktapur für den motorisierten Verkehr gesperrt war. Kaum waren wir ausgestiegen, tauchte auch schon der erste Fremdenführer auf. Der Mann mittleren Alters, gekleidet mit einer auffälligen roten Steppweste, versuchte seine Dienste als Guide bei Heike anzubringen. Trotz einer klaren Ablehnung dauerte es noch eine ganze Zeit, bis er einsah, dass er bei uns keine Rupie verdienen würde.



Ähnlich wie in Bhaktapur waren die historischen Bauten fast in Gesamtheit wieder aufgebaut. Lediglich zwei Gerüste zeugten von den noch stattfindenden Bautätigkeiten. Wo in Bhaktapur rund um die Tempel großzügige Freiflächen zum Verweilen einluden, waren hier die



heiligen Gebäude dicht an dicht errichtet worden. So handelte es sich um deutlich mehr Bauten, die auf dem Durbar Platz von Patan vorhanden waren. Neben der schier unerschöpflichen Anzahl an historischen Bauten, war es die Vielzahl der Baustile, die hier verwirklicht wurden, die den Reiz dieses Platzes ausmachten. Der historische Palast grenzte den hiesigen Durbar Square in südliche Richtung ab. Allen Gebäuden gemein waren die aufwendigen Verzierungen der Bauteile mit Holz- und Steinschnitzereien. Besondere Berühmtheit hatten die drei goldenen Fenster des Palastes erlangt. Die Holzschnitzereien der Fenster waren komplett mit Blattgold versehen und nicht nur daher ein beliebtes Fotomotiv bei den Touristen. Der Palast diente seit vielen Jahren als kunsthistorisches Museum, durch welches uns Nanda führte. Zwar war sie keine ausgebildete Fremdenführerin, konnte uns aber viele Sachverhalte gut erklären.



Der Palast verfügte über drei Innenhöfe, wobei der größte davon Mul Chowks genannt wird. Aus diesem Innenhof gelangten die Bewohner und Besucher durch eine prunkvolle goldene Tür in den nächsten Flügel des großen Komplexes. Beidseitig der mit Blattgold belegten Tür, die inzwischen zu deren Schutz dauerhaft verschlossen war, standen - ebenfalls vergoldet - zwei lebensgroße Skulp-

turen der Flussgöttinnen Yamuna und Ganga. Als Göttin der Reinheit erschuf Ganga, nachdem sie vom Himmel aus das unreine Verhalten der Menschen sah, den Ganges als wassergewordene Gottheit, der die Reinheit zu den Menschen bringen sollte. Auf diese Mythologie baut der Wunsch der Hindus, im Ganges zu baden, um rein zu werden. Die Brunnen in den Innenhöfen waren ebenfalls mit vergoldeten Wasserauslässen verziert, aber ähnlich wie bei anderen Wasserspielen trocken gefallen.

Das Museum in den historischen Räumen war erstaunlich modern gestaltet und entsprechend der aktuellen Museumspädagogik aufgebaut. Die Exponate waren gut ausgeleuchtet und mit vielen Informationstafeln versehen. Lediglich die Dreifachprojektion mittels Sanyo-Beamern bekamen die Mitarbeiter an diesem Tag nicht zum Laufen und Heike überzeugte mich davon, dass es tunlichst nicht angebracht wäre, meine technische Hilfe anzubieten. Dass hier deutsche Archäologen maßgeblich an dem Erhalt der Kulturgüter beteiligt waren, konnten wir bereits am Eingang der Galerie mit historischen Exponaten erkennen. Die Räume waren nach Heinrich Seemann benannt, der sich als Diplomat während seiner Amtszeit zwischen 1967 und 1971 intensiv dafür eingesetzt hatte, dass die damalige BRD im Rahmen der Entwicklungshilfe die Restaurierung der Königsstädte Bhaktapur und Patan vorantrieb. Auch wurde mittels einer Tafel darauf hingewiesen, dass Kanzler Kohl 1987 den Palast besucht hatte. Eines der Exponate zeigte das Werkzeug eines deutschen Forschers: Ein Kästchen mit Gliedermaßstab, Bleistift, Spitzer und Rotring Tuschefüller mit Wechselspitzen. Daneben befand sich eines der geschnitzten Türportale, auf dem 87 Figuren der hinduistischen Mythologie dargestellt waren, passend zu der gesamten Konzeption des Museums mit einer detaillierten Beschreibung der zu sehenden Gottheiten und heiligen Figuren. Wertvolle Skulpturen aus Bronze und Messing sowie deren Produktionsprozess fanden sich in einem weiteren Stockwerk des Museums.

Der Thron der Könige war sicher das beeindruckendste Exponat in diesem Museum. Die Rückenlehne des mächtigen Sitzmöbels bestand aus einem Gewirr von Schlangenkörpern. Natürlich - wie nicht anders zu erwarten - mit reichlich Blattgold zum Glänzen gebracht, die Sitzfläche und die Armlehnen mit rotem Samt bezogen. Über dem Haupt des Herrschers wachten die neun Köpfe der Schlange, auf der üblicherweise Vishnu ruhte. Am Boden, beidseitig und goldglänzend, zwei Löwen, die jeweils auf zwei Elefanten stehend ritten und in der Mitte ein Abbild von Garuda.



Neben den tollen Ausstellungstücken und den umfangreichen Erklärungen dazu hatte der Palast ein nettes Museums-Cafe zu bieten. Außerhalb des eigentlichen Palastes, in dessen Garten, freuten sich die Mitarbeiter auf die ersten Gäste des Tages. Im Schatten von großen Bäumen und umgeben von allerlei Historischem, ließ sich das bisher Gesehene gut verarbeiten. Zwar gab es für Heike keinen Latte Macchiato, aber dafür einen sehr leckeren Cappuccino.

Nachdem wir das morgendliche Kulturprogramm hinter uns gebracht hatten, stand bei Heike und Nanda ein Stadtbummel auf dem Programm, bevor sie die Rückfahrt nach Kathmandu antraten. Auf meinen Tagesplan hatte ich eine besondere Opferstätte im Süden von Kathmandu gepackt. Bevor sich jedoch unsere Wege für einige Stunden trennen würden, besorgte mir Nanda noch ein Taxi, das mich zu der gewünschten Dakshinkali-Tempelanlage bringen würde.

Die Opferstätte Dakshinkali ist der Göttin Kali gewidmet und dafür bekannt, dass dort jeden Dienstag viele Tieropfer gebracht werden. Bei den Tieren muss es sich um unkastrierte, männliche Wesen handeln, so die religiösen Vorgaben. Es war zwar kein Dienstag, aber ich hoffte trotzdem, einige Gläubige dort beim Darbringen von Opfergaben anzutreffen. Die Fahrt führte aus der Stadt und über einige Serpentina in ein etwas abgelegenes Tal. Im Taxi war es diesmal nicht Ganesh, der auf dem Armaturenbrett befestigt für die Sicherheit sorgte, sondern ein Buddha, der an eben dieser Stelle gerne zusammenge-rollte Rubienscheine entgegennahm.

Auf dem wahrlich für viele Fahrzeuge angelegten Parkplatz hatten sich nur wenige Autos eingefunden. Mein Taxifahrer, mit dem ich mich auf der Herfahrt versucht hatte zu unterhalten, was jedoch nur sehr rudimentär klappte, ließ es sich nicht nehmen, mich zur Opferstätte



und zum Tempel zu begleiten. Auf dem Weg vom Parkplatz zum Dakshinkali-Tempel wurden neben den üblichen Blumenkränzen auch Hähne zum Kauf angeboten. Das Schicksal der Hähne war mit deren Verkauf besiegelt, das war mir bewusst. Für den Andrang und zur Lenkung von Hunderten Menschen, war der Zuweg mit massiven Absperrungen versehen. Tatsächlich waren zwar keine hundert Menschen anwesend, aber es stand schon eine ansehnliche Schlange von Opfergebern vor dem Zugang zur Anlage. Der innere Bereich war nur für Gläubige barfuß zu betreten. Ein Schild wies darauf hin, dass Fotos und Handy nicht erlaubt seien, was jedoch nicht allzu strikt eingehalten wurde. So ließen sich die Familien vor oder nach der Opfergabe gerne ablichten. Als Opfer



waren Kokosnüsse und Blumenkränze sehr gefragt, aber auch ein Hahn, an einem Fuß mit einem Seil versehen, lief seine letzten Meter zwischen den Beinen der Gläubigen in Richtung Opferplatz. Einer seiner Kollegen hatte bereits seinen Kopf verloren und wurde zur weiteren Verar-

beitung eingepackt. Die Tiere wurden in einem Raum hinter dem Kultbild der Göttin Kali von einem Brahmanen getötet, in dem ihnen mit einem geübten Schnitt der Kopf abgetrennt wurde. Mit dem dann austretenden Blut wurde die noch keine fünfzig Zentimeter hohe Abbildung der Göttin bespritzt. Seit 1780 sind Menschenopfer in Nepal verboten. Bis wann es hier Menschenopfer gab, war jedoch nicht überliefert. Wir mussten nicht lange warten, bis ein schwarzer Hammel die Stätte verließ. Zwei Männer trugen den Tierkörper an den Beinen aus dem Opferbereich in Richtung des Platzes, an dem die Opfertiere nach der Tötung zum Verzehr hergerichtet wurden. Den Kopf des Hammels hatte einer der Männer in der rechten Hand, während aus dem toten Körper noch immer Blut tropfte.

Der innere Bereich der Opferstätte war gegen Sonne und Regen mit einem Segeltuch überspannt und mit einem geschmiedeten Zaun abgegrenzt, auf dem weit über einhundert Ölkerzen befestigt waren. Der Zugang erfolgte über eine rund 200 Meter lange Treppe, auf deren Bergseite Hunderte von Glocken angebracht waren. Ich verließ die Opferstätte über eben diese Treppen und stieg über eine Art Waldweg hinauf zu dem dazugehörigen Tempel. Am Rand des Weges - dem Tal zugewandt - waren abenteuerliche Konstruktionen zu betrachten. Verkaufsstände, Garküchen und Ähnliches waren auf Holzstützen an den steil abfallenden Hang gebaut worden. Mir schien es als ein Wunder, dass die Göttin Kali ermöglicht hatte, dass die Bauten nicht mitsamt der Menschen in die Tiefe stürzten. Auf dem Gipfel angekommen, erwartete mich ein schlichter Tempel umrahmt von weiteren Verkaufsständen. Diesmal boten diese neben Opfergaben und dem überall verfügbaren roten Farbpulver auch Kinderspielzeug an, das aus einfachster chinesischer Produktion stammte und ausschließlich aus billigem Plastik gegossen war. Am Rand des Tempels thronte auf einem Holzmast ein recht großes Taubenhaus mit jeweils 28 Türchen pro Seite, welches offensichtlich von zahlreichen heiligen

Tauben bewohnt war. Mit reichlich neuen Eindrücken versehen machte ich mich auf den Weg zurück zum Taxi, das mein Fahrer ganz ordentlich auf dem Großparkplatz abgestellt hatte. Dabei fielen mir noch einige unscheinbare Stellen im umgebenden Wald auf, an denen ebenfalls Opfer in Form von Blumenkränzen gegeben worden waren. Oft handelte es sich dabei um Astgabeln oder Nischen im stark abfallenden Gelände. Welchen Göttern da geopfert wurde, konnte mir auch mein Begleiter nicht erklären. Es wäre halt so, war seine kurze und prägnante Antwort.



Auf der Rückfahrt zeigte mir der Taxifahrer noch die in den letzten Jahrzehnten entstandenen Klöster im Umfeld von Dakshikali. Große Bauten wurden dort an den schönsten Hanglagen errichtet und mit vergoldeten Dächern und Türmchen versehen. Bevor wir wieder in das Getümmel der Städte eintauchten, kamen wir an einer der wichtigsten Trinkwasserquellen des Kathmandu-Tals vorbei. In Schlangen warteten etliche Tankwagen darauf, mit dem begehrten Gut betankt zu werden und es dann in die unterversorgten Stadtteile zu bringen.

Als ich gegen 15:00 Uhr im Hotel eintraf, war Heike schon lange von dem Stadtbummel in Lalitpur zurück. Nach einer

kurzen Pause starteten wir zu einem weiteren Bummel diesmal durch Thamel. In den vergangenen Tagen hatte wir uns bereits einen guten Überblick über die Angebote in diesem Stadtteil verschaffen können. Heike hatte die ersten Preisverhandlungen in den Läden für Wollerzeugnisse geführt, bisher jedoch noch ohne Abschluss eines Geschäftes. Heute - an einem Nachmittag ohne Kulturprogramm - wurde es ernst. So wechselte im Gurushop ein Filzschaf, um das wir bereits tags zuvor herumgeschlichen waren, den Besitzer. Aber auch in dem Laden, der Produkte, die von Blinden und Tauben geschaffen wurden, vertrieb, wurde Heike fündig und so erhöhte sich ihr Bestand an Taschen um zwei, während ich mit einem winzigen Stoffhasen das Geschäft verließ. Letztlich galt es noch eine Klangschaale zu erwerben. Dazu besuchten wir Nanda in ihrem Musikgeschäft, das sie mit einem ihrer Söhne im Zentrum von Thamel betrieb. Nach einigem Üben entfaltete die nach fachkundiger Beratung ausgewählte Klangschaale auch die gewünschten Töne und der Kauf konnte abgewickelt werden. Entgegen der hier üblichen Gepflogenheiten verzichteten wir auf das Aushandeln des Kaufpreises und vertrauten darauf, dass Nandas Sohn uns einen fairen Preis genannt hatte.

Für das Abendessen besuchten wir das Restaurant „Thamel Forrest Plate“ in der Mandala Street. Über einige Treppen erreichten wir die Dachterrasse im dritten Stock des Gebäudes. Mit einem Blick über die Straßen des Touristenzentrums, geschmückt mit tausenden Gebetsfähnchen, ließ sich der Abend genießen. Langsam versank die Sonne und die Lichter der Stadt illuminierten die Umgebung in bunten Farben. Unsere Auswahl fiel auf Filet Steak vom Wasserbüffel mit Karotten, Blumenkohl, Brechbohnen und Kartoffeln und für Heike eine Cajun-Pasta, also ein eigentlich in den Südstaaten der USA beheimatetes Nudelgericht. Den krönenden Abschluss bildete eine exzellente Pannacotta und als Absacker ein Cosmopolitan Cocktail.



Der Abend war jedoch noch nicht zu Ende. Auf dem Rückweg lockte ein Laden mit echten Pashminaschals. Dazu sollte man wissen, dass mit dem Begriff zumeist Produkte aus Kaschmirwolle beworben werden, Pashmina aber eigentlich nur ein Tuch, einen Schal aus Wolle beschreibt. Der Versicherung der Verkaufsprofis, dass die angebotene Ware ausschließlich aus Kaschmirwolle bestünde oder alternativ aus reiner Naturseide, konnte man Glauben schenken und sich über das erworbene Textil, das sich wirklich toll anfühlte, freuen oder mit ewigem Zweifel an der Echtheit auch noch lange nach dem Urlaub hadern. Wir fanden das Preisleistungsangebot angemessen und so landete auch noch ein Schal mit einem nicht näher bekannten Kaschmiranteil in unserem Rucksack.

## Pokhara

Nach dem wir nun fünf Tage in und um die nepalesische Hauptstadt verbracht hatten, stand der Abschied von Nanda an. Wie tags zuvor erwartete sie uns bereits im Frühstücksraum unseres Hotels. Wir hatten bereits vor dem Frühstück unsere Koffer und Rucksäcke gepackt und kamen so bepackt zur Rezeption, um dort auszuchecken. Trotz der kurzen Zeit, die wir miteinander verbracht hatten, war es ein sehr emotionaler Abschied von der immer gut gelaunten und positiv gestimmten kleinen Nepalesin. Gerade vor dem Hintergrund der vielen persönlichen Schicksalsschläge, von denen sie uns in den letzten Tagen erzählt hatte, sowie den permanenten wirtschaftlichen Problemen, die es in einem der ärmsten Länder der Welt zu meistern gibt, sich permanent aktiv für die Schwächsten in der Gesellschaft einzusetzen, ein Waisenheim zu betreiben und das wohlgernekt ohne staatliche Unterstützung, war und ist schon mehr als bemerkenswert. Nicht nur daher hielten wir ihre Arbeit und ihre Projekte für unterstützenswert.

Vor der Tür wartete bereits Rajkumar mit dem Toyota. Wie immer mit einem Lächeln auf den Lippen. Die Blumen, die wir auf der Fahrt nach Nagarkot an einer der „Mautstellen“ von den Kindern geschenkt bekommen hatten, zierte noch immer die Stoßstange des weißen Minibusses. Schnell war unser Gepäck verladen und Heike überließ mir, wie so oft, den Beifahrerplatz. Das heutige Ziel der Etappe war die zweitgrößte Stadt in Nepal, das am malerischen Phewa-See gelegene Pokhara. Bis dahin galt es, gut zweihundert Kilometer auf nepalesischen Fernstraßen hinter uns zu lassen. Nachdem wir den Hof des Hotels verlassen hatten, schloss der scheinbar immer anwesende Wächter in der schicken Uniform ein letztes Mal das Tor hinter unserem Bus. Die Fahrt ging in Richtung des Bishnumati, vorbei an den Wäscheleinen mit frischer weißer Hotelwäsche, durch die engen Gassen und dann weiter entlang des Flusses.

Erstaunlich schnell erreichten wir die Hauptstraße, die uns am Rand des Bishnumati Flusses entlang zur Fernstraße H02 und darüber aus der Stadt brachte. Bis zum Rand des Kathmandu-Tals, was als Ebene eingebettet zwischen Bergketten liegt, durchquerten wir über viele Kilometer noch einige engbesiedelte Städte. Am Rand des Kessels galt es, die Höhen der umliegenden Gebirgszüge über Serpentinaen zu erklimmen. Der Verkehr auf der Fernstraße war von schweren Lastwagen geprägt. Die geografische Lage von Nepal erforderte, weitab von einem Zugang zu Überseehäfen und abseits jeglicher Schienenverbindungen, dass alle Güter über die wenigen existierenden Fernstraßen aus Indien oder China per LKW importiert werden. Aufgrund der Corona-Pandemie waren jedoch bereits seit einigen Wochen die Grenzübergänge aus China kommend geschlossen. Wichtige Versorgungsgüter wie Gas, Benzin, Diesel und Petroleum, aber auch Industrieprodukte und Lebensmittel wurden daher zu diesem Zeitpunkt ausschließlich vom Süden her in die Metropole, das wirtschaftliche Herz des Himalaya-Staates, befördert.

Die Fernstraße, im Idealfall ausgebaut wie eine übliche deutsche Landstraße, bot eigentlich nur Platz für je einen Lastwagen pro Richtung. Ein Überholen, besonders in dem von Serpentin geprägten Straßenverlauf, war nach europäischen Maßstäben eigentlich nicht möglich. Dass das trotzdem irgendwie funktionierte, wurde uns nun deutlich gemacht. So gab es Situationen, in denen wir am Scheitelpunkt einer Kurve erkennen mussten, dass uns ein Lastwagen entgegen kam, der gleichzeitig von einem Bus und der wiederum daneben von einem Geländewagen überholt wurde. Bis heute ist es mir ein Rätsel, nach welchem System geregelt wird, wer vom Gas geht. Dass dieses ungeschriebene Regelwerk auch seine Grenzen hatte, wurde an den vielen Autowracks offensichtlich, die im Tal weit unterhalb der Fahrbahn zerschellt lagen. Nachdem wir uns so langsam an die dauerhaft anstrengende Verkehrslage gewöhnt hatten und die Anspannung etwas nachließ, genossen wir zeitweise auch die herrliche Aussicht über das bergige Land mit seinen Terrassenfeldern und bewunderten die diversen teils sehr individuellen Fahrzeuge.



Hersteller, die es bisher noch nicht auf den europäischen Fahrzeugmarkt geschafft hatten, dominierten das Geschehen in Nepal. Es waren hier nicht - wie vielleicht zu erwarten wäre - Produkte aus dem Nachbarland China, sondern LKWs der Marken „Tata“ und „Eicher“ die Könige der Landstraßen. Der Mischkonzern Tata hatte sich bereits in der Vergangenheit in Europa mit einigen Produkten präsentiert, so beispielsweise mit dem erfolglosen Kleinwagen Nano, einem Viersitzer mit einem angestrebten Kaufpreis von unter 3.000,- Euro. Ein Fahrzeughersteller mit dem deutsch klingenden Namen „Eicher“ war uns jedoch nicht bekannt. Hatte sich womöglich ein chinesischer Hersteller einen gut klingenden deutschen Namen aus Werbegründen zu eigen gemacht? Die Recherche im Internet brachte dann die erstaunliche Antwort. Der indische Konzern Eicher ging aus einem frühen Joint Venture mit dem oberbayerischen Landmaschinenhersteller Gebrüder Eicher hervor. Der 1936 gegründete und sehr innovative Hersteller von Traktoren begann 1959 in Indien Traktoren für den dortigen Markt herzustellen. Der wirtschaftliche Erfolg stellte sich damals schnell ein, während der Betrieb in Deutschland mit mehreren Insolvenzen zu kämpfen hatte und schließlich vom Markt verschwand. Eicher Indien entwickelte sich schnell vom Traktorhersteller zu einem Konzern mit allen Sparten der Mobilität. Zusammen mit Volvo wurden Busse hergestellt. Das Traditionsunternehmen Royal Enfield wurde übernommen und ist weiterhin Marktführer auf dem indischen Subkontinent. Für Motorräder und bei den Lastwagen ist Eicher neben Tata hier marktbeherrschend. So lebt der deutsche Markenname in Indien weiter, während man in Deutschland nur noch auf Traktor-Oldtimer-Ausstellungen auf den Schriftzug Eicher stößt und - das muss an dieser Stelle Erwähnung finden - an dem Hallentor des Landmaschinenhändlers Döring in Buseck. Auf dem indischen Subkontinent begegnete man inzwischen jedoch auch Fahrzeugen von aktuellen deutschen Herstellern, so ist Mercedes mit



der Marke Bharat-Benz und MAN unter seinem ureigenen Label am Markt vertreten.

Was allen Lastwagen gemein war, ist deren üppige und farbenfrohe Bemalung. Neben Ornamenten und den Abbildungen der traditionellen Gottheiten wurde aber auch modernen Idolen gehuldigt. Neben den Ausstattungen von Sportlern, Adidas und Nike, verzierten auch die Wappen europäischer Fußballclubs die Fahrzeuge. Aufschriften wie Road King oder ähnliches zeugten von dem Selbstverständnis der Fahrer. Aber auch Sicherheitshinweise, die jedoch selten befolgt wurden, prangten auf dem Heck vieler Fahrzeuge. Es wurde gebeten, vor einem Überholvorgang zu hupen mit „blow horn“ oder „horn please“, Abstand sollte gehalten werden „keep distanz“ und eine ganz besondere Geschichte rankt sich um „use dipper at night“. Hiermit wurde gebeten, anstatt das Fernlicht das Abblendlicht zu nutzen. Das Unternehmen Tata, wie gesagt ein Mischkonzern, hatte in einer Aktion zur Aids-Aufklärung Kondome unter dem Namen „Dipper“ auf den Markt gebracht und warb nun so mit den Aufschriften auf Hunderttausenden von LKWs für sicheren Sex, gerade bei den Fernfahrern ein wichtiges Thema.

Die Ausstattung der schweren Lastwagen lag weit ab von dem europäischen Standard. So besaßen die Führerhäuser der Tatas keine Türen, wie man sie üblicherweise von LKWs kennt, sondern nur winzige Einstiegsluken. Dementsprechend war die gesamte Innenausstattung inklusive eines Schlafplatzes eher spartanisch.

Neben den Lastwagen in unterschiedlichsten Größen, Bussen und PKWs, waren auch Pilger und heilige Sadus am Rand der Fernstraßen unterwegs. Sie waren zu Fuß auf dem Weg vom Shivaratri-Fest in Kathmandu zurück nach Hause, zurück nach Indien oder womöglich noch weiter. Auch Frauen, barfuß, mit vollbepackten Körben auf dem Rücken, unter deren Last gebückt und Bauern mit Fahrträ-

gern über und über beladen mit Futter für die Haustiere, gehörten zu dem Straßenbild. Auf den künstlich über die Jahrhunderte angelegten Terrassenfeldern blühten in leuchtendem Gelb die Senfpflanzen und am Rand des Flusses, der den Highway begleitete, grasten Kühe und Wasserbüffel friedlich nebeneinander.

Für einen Wasserbüffel stellte dieser Tag jedoch seinen letzten auf Erden dar. Wir wurden Zeuge, wie dieses Tier am Straßenrand geschlachtet und zerlegt wurde, wahrscheinlich um es noch vor Ort zu vermarkten. Für einen Hammel brachte der Tag ein besonderes Erlebnis. Das zottelige Tier durfte auf dem Dach des Tata Geländewagen seines Besitzers eine Reise tun. Auf dem Dachgepäckträger war das Tier neben einigen Taschen und Eimern einfach an einem Bein angebunden und musste so zusehen, wie es die Balance hielt. Ob der Hammel nach der Reise eine glückliche Zeit mit ein paar adretten Schafen hatte, geschlachtet und verzehrt wurde oder auf dem direkten Weg zur nächstgelegenen Opferstelle war, werden wir wohl nie erfahren.



Landschaftlich war die Gegend hauptsächlich durch die Tallage mit den umgebenden Hügeln bestimmt. An der Fernstraße lagen immer wieder kleine Siedlungen. Von dort gingen in fast regelmäßigen Abständen Wege ab, die zu langen Hängebrücken führten. Dort konnten die hier lebenden Menschen den trennenden Fluss trockenen Fußes und zu jeder Jahreszeit überqueren und sicher das gegenüberliegende Ufer erreichen. Dieses Abenteuer ließen wir uns natürlich nicht entgehen und so baten wir Rajkumar, bei einer dieser Brücken zu halten.



Unser Weg führte uns zwischen zwei Häusern hindurch zu dem Brückenkopf. Etwas unwohl war mir schon, als ich die ersten Schritte auf der an zwei Stahlseilen hängende Brücke tat. Das mit der Schrittfrequenz und dem daraus resultierenden Schwingen hatte ich schnell raus und so verlief die erste Hälfte der Überquerung stressfrei. Dann jedoch tauchte auf der gegenüberliegenden Seite ein Einheimischer auf, der mir zügigen Schrittes auf der Brücke entgegen kam. Das wilde Schwingen der Brücke beeindruckte wohl nur mich, während der Mann ganz entspannt mit freundlichem Blick an mir vorbei zog und ich nur ein leises „Namaste“ hervorbrachte. Heike folgte mir etwas später völlig entspannt auf die andere Seite

des Flusses. Sie hatte ja auch keinen Gegenverkehr, das tröstete mich. Mangels Alternative ging es auf demselben Weg zurück zum Toyota-Bus.

Die Fahrt nach Pokhara war ein Trip über gut 200 Kilometer auf mehr oder weniger gut befestigten Straßen. Der Prithvi Highway H04 führte entlang des Trishuli, den wir gerade zu Fuß via Hängebrücke überquert hatten. Asphaltierte Kreuzungen und Abzweigungen existierten außerhalb des Kathmandutals kaum. Ein Verkehrsknotenpunkt stellte der Abzweig Richtung Indien bei Mugling dar. An eben dieser Stelle trafen auch die Flüsse Trishuli und Darudi zusammen, um gemeinsam gen Süden zu fließen um dann irgendwo in Indien in den Ganges zu münden. Als wir die neue Mugling-Brücke, neben der noch die Ruine des entsprechenden Bauwerks stand, überquer hatten, legten wir eine Rast in einem recht verlassenem Restaurant ein. Diesmal entschieden wir uns für Spaghetti. Denn viel Auswahl an Gerichten, die wir von Nepal-Reiseführern her kannten, bot sich hier nicht.

Die uns nun begleitende Landschaft wurde rauer. Das Tal war mehr und mehr von Felswänden eingerahmt. Mit den Wassermassen von zuströmenden Flüssen wurde ein Wasserkraftwerk betrieben. Unsere Fahrt ging weiter, vorbei am fast trocken gefallenem Wasserfall Aina, der während der Schneeschmelze und dem Monsun wohl ein tolles Schauspiel bietet. Wir behielten den Wasserfall als Zwischenstopp für die Rückfahrt im Blick. Überrascht waren wir von riesigen Reklamewänden am Straßenrand, auf denen für Warsteiner Bier geworben wurde. Der Verkehr hatte seit der Brücke bei Mugling deutlich an Dichte verloren. So kam es vor, dass Herden von Wasserbüffeln sich zwischen den LKWs ihren Weg suchten.

Inzwischen hatte sich das bisher unspektakuläre Flusstal zu einer echten Idylle entwickelt. Der Fluss schlängelte sich hier zwischen riesigen Felsen hindurch und die



Straße folgte der Geografie kurvenreich. Der Versuch, dort wundervolle Bilder zu machen, scheiterte jedoch an den Unmengen an Plastikmüll, der sich am Straßenrand und am Ufer des Flusses angesammelt hatte und darauf wartete, mit den Wassermassen der Schneeschmelze nach Indien verfrachtet zu werden. Als sich das Tal wieder aufweitete, zeigte sich auch die bäuerliche Struktur der Region wieder. Wasserbüffel, Kühe und Ziegen beweideten die grünen Wiesen. Terrassenfelder, mit Wasser geflutet, wurden mit Wasserbüffeln als Zugtiere gepflügt. Aber auch die industrielle Produktion von Betonsteinen hatte sich in diesem Flusstal breit gemacht. Über Kilometer standen Betonwerke entlang des Flusses, dessen mitgebrachten Steine der Rohstoff für die Betonproduktion darstellte. Nachschub, das kannten wir von der Müllbeseitigung, brachte in jedem Jahr die Schneeschmelze im Hochgebirge.

Als wir uns am späten Nachmittag langsam der Stadt Pokara näherten, nahm die Dichte der Bebauung zunehmend zu. Ebenso der damit verbundene Straßenverkehr und dabei dominierten immer mehr PKWs und Mopeds. Auf eben solch einem Moped, welches vor uns fuhr, lag zwischen dem Fahrer und der Beifahrerin ein Wasserbüffelkälbchen quer auf der Sitzbank, wie bei dem Transport des Hammels auf dem Fahrzeugdach. Eine Situation, zu der man ein zweites Mal hinschauen musste, um es zu glauben. Belustigend war es auch zu sehen, dass es sich in einer Bushaltestelle zwei heilige Kälbchen bequem gemacht hatten.

Unsere Unterkunft für die nächsten Tage hier in Pokhara, dem geografischen Zentrum von Nepal, war das Hotel „Lake Side Retreat“, eine moderne Anlage mit reichlich Komfort und einem wunderbaren Pool, welcher uns jedoch aufgrund der niedrigen zweistelligen Temperaturen nicht zum Baden lockte. Die Rezeption - unter einem freitragenden Dach angelegt - war mit zwei netten

Damen besetzt, die uns empfingen. Die gesamte Anlage bestand aus mehreren ein- und zweistöckigen Gebäuden sowie dem Hauptgebäude mit Dachterrasse.

Nachdem wir eing\_checked und unser Zimmer im ersten Obergeschoss direkt am Pool bezogen hatten, machten wir uns auf eigene Faust auf eine Erkundungsrunde durch die Stadt. Es kam uns entgegen, dass die Nebenstraßen der Hauptstraße einfach durchnummeriert waren. Das erleichterte uns die Orientierung. Bereits nach wenigen Metern entlang der Hauptstraße auf der Suche nach einem netten Café, erreichten uns die ersten Regentropfen. Das einzige Café, das wir fanden, war weder nett noch war der dröhnende Sound des Asia-Technos auszuhalten. So wurde das mit dem Café zwar nichts, dafür blieb es nur bei einem kurzen Schauer. So erreichten wir den Phewa-



See, der als touristischer Anziehungspunkt der Region bekannt war, einigermaßen trocken. Das gesamte Phewa-Tal war geradezu der Ruhepunkt bei jeder Nepalrunde und der krasse Gegensatz zu dem hektischen Kathmandu-Tal. Bei unserer Wanderung entlang des Seeufers kamen wir an die Bootsanlegestelle, von der wir am folgenden Tag unsere Tour über den See starten wollten. Auf großen Preislisten waren die unterschiedlichen Ange-



bote verzeichnet. Kleine Boote mit und ohne Bootsmann standen zur Auswahl. Das Ganze nach strengen Regeln und unter staatlicher Kontrolle. Auf diesem Weg wurde erfolgreich versucht, überteuerte Angebote an die Touristen zu bringen. Eine leichte Brise ließ die bunten Boote im Wasser des Sees tanzen. Wäre da nicht die diesige und trübe Witterung, hätte es eine Szene aus einem Werbefilm sein können. Entlang des Seeufers reihten sich Strandbars auf der gesamten Länge unseres Spazierganges, der bis zu einem Rummelplatz führte. Aber es gab auch fliegende Händler, die Getränke und Snacks anboten. Am besten hat uns ein Anbieter gefallen, der auf dem Vorbau eines Fahrrades auf glühender Holzkohle Maiskolben röstete. Jemand mit einer künstlerischen Ader hatte ein Stück Treibholz eines ehemaligen Baums mit Ästen, mit Schal, New Yorker Basemütze und Mundschutz bekleidet. Dieser Holzmann schaute durch seine Sonnenbrille dem Treiben in den Strandbars zu.

Der gut hergerichtete Weg war an den Ein- und Ausgängen mit Metallbarrieren gegen die Nutzung von Motorrädern gesichert. Aber jede dieser Sperren war so ausgestaltet, dass es Rollstuhlfahrern eine Möglichkeit bot, auf den Weg zu gelangen. An einer Stelle, an der ein Steg in den See ragte, war ein professionelles Filmteam gerade dabei, einen Videoclip mit einem uns unbekanntem lokalen Star zu drehen. Der junge Mann war, während wir dem Treiben zusahen, zumeist damit beschäftigt, seine pomadige Frisur zu richten.

Durch eine enge Gasse, die wir nur anhand der Karte auf meinem iPhone als solche identifiziert hatten, verließen wir das Seeufer in Richtung der Hauptstraße. Auch dieser Bereich der Stadt war völlig auf den Tourismus ausgelegt. Neben zahlreichen gastronomischen Betrieben entdeckten wir eine Niederlassung von Deaf-Blind, dem Laden mit den Handwerkserzeugnissen, dem wir bereits in Kathmandu einen Besuch abgestattet hatten.

Anhand der Werbeschilder, die es hier reichlich gab, stellten wir zu unserem Erstaunen fest, dass es im Ausschank neben dem deutschen Warsteiner und dem nepalesischen Gorkha auch ein Khumbu Kölsch gab. Unseren Tag beendeten wir im Restaurant „Moon-dance“ bei einem leckeren Abendessen am offenen Feuer „inside“. Dieses romantische Ambiente des knisternden, offenen Feuers war bei den niedrigen Abendtemperaturen auch dringend geboten.





In vielen Veröffentlichungen wird darauf hingewiesen, dass eine gute Sicht auf das Annapurna-Massiv am ehesten am frühen Morgen gegeben ist. Ähnlich wie in Nagarkot hieß es daher, auch hier in Pokhara früh aufzustehen. Jedoch bereits beim ersten Blick aus den verschlafenen Augen durch das Hotelfenster wurde klar, dass die Atmosphäre an diesem Morgen alles andere als klar war. Somit gab es an diesem Tag keine Aussicht auf Bilder von den schneebedeckten Gipfeln der Sieben- und Achttausender, die sich rund um das idyllische Tal gen Himmel streckten.

Wenn schon keine erhebenden Bergmassive, so lockte uns doch das Frühstück aus unserem Bett. Der Weg zum Gastraum war dank eines riesigen Kühlschranks mit Werbung für Warsteiner Bier nicht zu verfehlen. Ein Buffet, reichhaltig mit frischem Obst und allerlei Zutaten für ein gesundes Müsli, erwartete uns bereits, als wir eintraten. Zuvorkommend wurden wir nach unseren Wünschen befragt und die gewünschten Eierspeisen frisch zubereitet. Dass das Hotel lediglich von einigen wenigen europäische Gäste besucht war, lag wie in den Unterkünften, die wir zuvor besucht hatten, an der Grenzschießung zu China. Die Mitglieder einer Reisegruppe, offensichtlich aus dem deutschsprachigen Raum, belegten nach und nach einige der eingedeckten Tische. Fremdschämen war angesagt, denn sie verhielten sich laut, distanzlos zu dem Personal und machten flache Witze in verschiedenen Dialekten. Wir gaben uns daher nicht als Deutsche zu erkennen und zogen es vor, die heutige Tour zügig anzugehen.

Über Nacht hatte es ordentlich geregnet, daher stand das Wasser tief in den Pfützen der Straßen, in denen das geschäftige Tun erst langsam erwachte. Erste Lieferwagen brachten den gastronomischen Betrieben den entsprechenden Nachschub an Getränken. Die Bürgersteige und Wege vor den Läden wurden mit den für Asien typischen kurzen Besen gefegt. Das Leben am Ufer des Phewa-

Sees war auch erst am Erwachen. Unser Weg führte uns zuerst zu dem Ticketschalter. Die Preise für die Bootsfahrten waren fix und nur an diesem einen offiziellen Schalter erhältlich, das hatten wir bereits am Vorabend eruiert. Schnell war das passende Billet erworben, jedoch war noch keiner der Bootsführer startbereit. So erkundeten wir noch kurz das Umfeld. Zwischen den öffentlichen Toiletten und einer kleinen Bauschutthalde hatten Frauen einen Verkaufsstand errichtet. Auf dem gut zehn Meter langen Gestell boten sie Kokosnüsse und allerlei Kunsthandwerk feil. Langsam tauchten auch immer mehr Ruderer auf und schöpften das Regenwasser der Nacht aus ihren blauen Booten. Eine Frau, die offensichtlich zum Ticketschalter gehörte, half uns - zunächst recht erfolglos - ein Boot für uns zu finden.

Unser Wunsch war ausschließlich ein Transfer zur gegenüberliegenden Seeseite. Solch ein Oneway-Ticket ist natürlich nicht besonders lukrativ. Rundfahrten oder zumindest einmal hin und zurück sind die Aufträge, bei denen Aufwand und Ertrag in einem deutlich besseren Verhältnis stehen. Schließlich fand sich dann doch ein Ruderer, der uns mit seinem blauen Paddelboot mit roten Akzenten, vorbei an einer kleinen Insel mit Tempel, zur Anlegestelle auf der anderen Seite des Sees brachte. Von dort startete nun unsere Tagestour per Pedes über einen recht steilen Wanderweg, der uns durch einen dichten Wald immer in Richtung der Weltfriedenspagode führte. Natürlich kamen wir an der einen oder anderen heiligen Stelle vorbei. Auch ein Kiosk lag auf dem Weg, ungefähr auf halber Höhe. Dort angekommen traute ich meinen Augen nicht: Die so oft in den guten Restaurants auf der Karte zu findende, aber nicht vorhandene Cola Light strahlte mich förmlich aus einem Kühlschrank mit Glastür an. So kam ich endlich wieder einmal zu der geliebten schwarzen Chemiebrause aus Natriumcyclamat, Acesulfam K, Aspartam, gemischt mit dem Farbstoff E150d und einigem mehr aus dem Chemiebaukasten und

reichlich Wasser. Diesmal eine Version, die im entfernten Singapur in eine PET-Flasche gefüllt wurde und auf unbekanntem Wege in den Sekundärwald unterhalb der Weltfriedenspagode gelangte. Von der Terrasse des Kiosks bot sich ein toller Ausblick über den See und über das weit ins Land reichende Pockhara. Von den gegenüberliegenden Bergen starteten Paraglider, die sich an dem zu dieser Zeit hier stattfindenden World Cup beteiligten. Nach dieser kurzen Erholungspause setzten wir unseren Aufstieg fort. Gleichzeitig mit der Wärme der Sonnenstrahlen wurde der Pfad zunehmend steiler, was dazu führte, dass wir ins Schwitzen kamen und unsere Jacken um unsere Hüften binden mussten. Unterhalb der Pagode endete die bisherige Ruhe. Ein für uns undefinierbares Stimmengewirr drang durch den Wald an unsere Ohren und wurde zusehends lauter. Die Ursache für das babylonische Durcheinander war dann schnell auszumachen. Touristen aus aller Welt waren über die asphaltierte Fahrstraße vom nicht weit entfernten Parkplatz auf dem Weg zu unserem Ziel. Im Gegensatz dazu gelangten wir etwas verschwitzt über den Wandersteig bei den mehrstöckigen Gebäuden am Fuße der Pagode an.

Der weißgetünchte Stupa ist kein historisches Bauwerk, sondern wurde erst 1999 fertiggestellt und gehört in eine Reihe von über 80 Pagoden, die ein japanischer Mönch zu seinem Lebenswerk gemacht hatte. Eines dieser Bauwerke befindet sich auch in München. Heute hat diese Weltfriedenspagode eine eher touristische Bedeutung. Zum einen als Hintergrund für unendlich viele Selfie-Fotos und zum anderen als Aussichtspunkt mit seiner exponierten Lage. Inzwischen hatte sich der alltägliche Dunst im Tal breit gemacht und auch bei den Paraglidern sorgten tiefhängende Wolken für schlechte Startbedingungen. Vor dem Betreten der Treppen, die zur ersten Ebene führten, galt es wie bei allen Heiligtümern, sich der Schuhe zu entledigen. Ungünstig war, dass es in der vergangenen Nacht geregnet hatte und wir daher durch gar manche Pfütze

waten durften. Trotz nasser und kalter Füße genossen wir die Aussicht und ließen die vier monumentalen, vergoldeten Buddha-Figuren, die in ihren Nischen nach den vier Himmelsrichtungen ausgerichtet waren, auf uns wirken. Mit nassen Füßen mussten wir wieder in feuchte Socken und damit in die Wanderstiefel. Ohne Sitzmöglichkeit war das für einen betagten Europäer wie mich schon eine Herausforderung. Ich war dabei jedoch in guter Gesellschaft, wie mir auffiel. Den Einheimischen mit ihren Schlappen gelang das deutlich routinierter. Rund um das weißstrahlende Bauwerk waren natürlich die bunten tibetischen Gebetsfahnen an langen Schnüren aufgehängt und gaben dem ganzen Ensemble das gewisse Etwas. Auch einen buddhistischen Leitspruch gab es am Wegesrand zu lesen. Dort stand in englischer Sprache: „Wise souls speak loudly in silence“. Wie passend in dieser von Menschen wie Donald Trump, Viktor Orban, Jair Bolsonaro, Wladimir Putin oder Recep Tayyip Erdoğan regierten Welt, dachte ich. Das ganze konnte ich dann in meinen Gedanken auch auf die unterste der politischen Ebenen übertragen. Damals war es mir noch nicht bewusst, wie sich das Ganze im Laufe des Jahres weiter verschärfen würde.





Am Abend zuvor hatten wir bereits mit unserem Fahrer Rajkumar vereinbart, dass er uns am Fuße der Friedenspagode abholen sollte. Dementsprechend informierte ich ihn per Mobiltelefon, dass er sich nun auf den Weg zum vereinbarten Platz machen könnte. Nach dem erfolgreichen Telefonat machten wir uns ebenfalls langsam auf den Weg zu dem vereinbarten Treffpunkt. Über lange, enge Treppen ging es talwärts. Zur rechten Hand erhob sich der Ananda Hill, von dessen Spitze wir kamen und talwärts wurde die Treppe von kleinen Läden begleitet. Bereits zu Beginn dieser Bebauung drang ein aromatischer Duft an unsere Nasen. Schnell war die Ursache ausgemacht: Eine kleine Kaffeerösterei lockte die Touristen mit dem appetitlichen Geruch von frisch gerösteten Kaffeebohnen. Nachdem Heike den exquisiten Kaffee genossen hatte und ich noch einen Moment beeindruckt vor dem Kaffeeröster verbrachte, ging es für uns weiter die Treppen hinunter. Eine Nepalesin gesetzten Alters kam uns entgegen, nicht größer als 1,55m, traditionell mit Rock, Hemd und



Sandalen bekleidet und die Haare unter einem Kopftuch verborgen. Sie trug an einer Stoffschlinge, die sie um ihre Stirn gelegt hatte, 36 PET-Flaschen mit jeweils einem Liter Mineralwasser. Zu diesem Zeitpunkt hatte sie sicher bereits 100 Treppenstufen hinter sich und womöglich nochmal so viele vor sich. Unglaublich, welche körperliche Leistung diese Frau, aber auch viele andere Nepalis vollbrachten!

Davon beeindruckt kam ich mir schon recht schwächlich vor. Wie hatte ich vorhin beim unbeladenen Aufstieg zur Friedenspagode gekeucht, wie oft mussten wir auf den letzten Metern innehalten und nach Luft schnappen. Keine drei Stufen würde ich mit solch einer Last an meiner Stirn hängend schaffen. Die ungleichen Stufen verlangten jetzt aber meine volle Aufmerksamkeit, da ich mit meiner Gleitsichtbrille unterwegs war und somit die Abstände der einzelnen Stufen für mich nur schwer abzuschätzen waren. Bergab ging es doch schneller als erwartet, so dass wir noch knapp 20 Minuten auf die Ankunft von Rajkumar warten mussten. Diese Zeit nutzten wir, um die Menschen zu beobachten, was auch immer sehr interessant und teils auch belustigend war.

Mit etwas schlechtem Gewissen bestiegen wir in unseren etwas schlammigen Wanderschuhen den immer sauberen Toyotabus von Rajkumar, als er etwas verspätet am Parkplatz eintraf. Zuhause hatte ich bereits in den Reiseführern von dem berühmten Devi's Fall – auch Davis Falls genannt – gelesen. Dorthin sollte es nun gehen. Die schlecht ausgebaute Straße führte uns über Serpentinien weiter hinunter in das Tal. In einer der 180 Grad-Kehren hielt ein Bus mit der Beschriftung „National Cadet Corps Nepal“. Passend zu dem Schriftzug standen einige Militärs mit Karabinern am Straßenrand. Dabei handelte es sich womöglich um den jungen Nachwuchs für die Eliteeinheit der Gurkhakrieger, die überall in der Welt gerne angeheuert wurden.

Der Fluss, der sich aus dem Phewasee speiste, hatte sich in dem Kalksteinmassiv eine beeindruckende Schlucht geschaffen. Unmittelbar unterhalb des Wasserfalles versank er für 150 m, verlief unterirdisch bei der Gupteshwor Mahadev Cave und trat 500 m weiter südlich wieder zu Tage. Seinen Namen erhielt der Wasserfall 1961, als dort das Schweizer Paar Davi schwimmen ging. Die Frau ertrank, als sie in einen Schlund des Abflusses geriet. Ihre Leiche wurde drei Tage später weit flussabwärts geborgen. Heute ist der Ort bei Touristen beliebt und Pilger werfen Münzen und Blumen in einen symbolischen Opferschlund, der der Gottheit Manakamna Bhagwatiand geweiht ist.



Wir hatten eigentlich einen Wasserfall im natürlichen Umfeld erwartet, umso überraschender war es dann für uns, als Rajkumar in einer Einkaufsstraße anhielt und uns dann zu einem Fußweg zwischen zwei Geschäftshäusern brachte. Für 30 NR pro Person wurde das Drehtürchen für die Touristen aus aller Welt geöffnet und auch wir traten in den Park ein, der förmlich in zweiter Reihe lag. Für die Fußwege, mit Edelstahlgeländern eingefasst, gab es eine klare Vorgabe, wie die Besucher sich hier bewegen sollten. Auch wir erreichten so das touristische Highlight, den gurgelnden Bach. Ohne die Wassermassen, die während der Schneeschmelze im Hochgebirge üblich sind, bot sich uns kein besonders aufregendes Naturschauspiel. Besucherinnen machten die üblichen Selfies und Kinder erhielten von den Eltern Münzgeld, um dies dann in den Opferschlund zu werfen. Zu meiner Belustigung posierte Heike als einheimische Nepali, in dem sie sich hinter einen kopflosen Körper - einer aus Gips modellierten und in landestypischer Kleidung bemalten Nepali - stellte. Ich war aber nicht der Einzige, der meine Frau fotografierte. Heike, die hoch gewachsene Europäerin mit ihren hellen Haaren, hatte eine besondere Anziehungskraft auf die einheimischen Jugendlichen. Daher wurde sie recht oft danach gefragt, ob sie für ein Selfie zur Verfügung stehen würde. So war es auch hier am Devi's Fall.

Souvenirs konnten natürlich auch erworben werden. Neben den üblichen Textilien im Aushang stand auch eine riesige Schütte mit Hunderten von gegossenen Messingfiguren parat. Miniaturabgüsse von Tieren, Pflanzen, technischen Gegenständen und natürlich von Göttern und Heiligkeiten standen zur Auswahl, aber ich konnte den Verlockungen widerstehen.

Unsere Fahrt führte uns anschließend zum International Mountain Museum. Auf dem Parkplatz begegnete uns wieder der Bus der Militär-Kadetten. Diese hatten wohl den gleichen Zeitplan wie wir. Durch einen Garten gelangten



wir zu diesem imposanten, modern gestalteten zweiistöckigen Gebäude. Die tragenden Wände, aus Bruchsteinen errichtet oder zumindest verkleidet, trugen ein Kupferdach, dessen grüne Patina weithin sichtbar war. Direkt vor der Eingangstreppe wurden wir von einem lebensgroßen Yak, leider nur aus Bronze gefertigt, empfangen. Im Erdgeschoss beschäftigte sich eine Ausstellung mit den unterschiedlichen Ethnien Nepals. Dabei wurde auch mehrfach ein Vergleich zur Lebensweise der Menschen in den Alpen vor rund hundert Jahren mit der Lebensweise der Bewohner des Himalayas gezogen. Auffällig waren die vielen Parallelen, die sich weitab voneinander in einer sich ähnelnden Bergwelt entwickelt hatten.



Für mich war ein Sandmandala der Höhepunkt der gesamten Sammlung. Auf einer Fläche von gut vier Quadratmetern unter einer Glashaube vor Wind und neugierigen Fingern geschützt, lag das Meisterwerk vor uns. Das gesamte Mandala war aus feinstem, eingefärbtem Sand „gemalt“ worden. Mit filigranen Werkzeugen wurde förm-

lich jedes Sandkorn an seinen Platz befördert. Nicht auszu-denken, welche Auswirkungen es gehabt hätte, wenn ein Windstoß oder auch nur ein Hauch eines Lüftchens über die Fläche gezogen wäre, während die Mönche an dem Kunstwerk gearbeitet hätten. Aber wer weiß, wie oft die uns unbekanntes Künstler am Rande ihrer Beherrschtheit waren und wie oft ganze Partien der Sandlandschaft neu geschaffen werden mussten. Natürlich waren es wieder - wie bei den Gebetsfahnen - die Farben weiß, gelb, blau, rot und grün, die hier zum Einsatz kamen.

Zwischendurch gab es die Möglichkeit, sich einen Dokumentarfilm anzuschauen. Den Wegweisern folgend gelangten wir danach zu den Exponaten, die sich mit den Helden der alpinen Welt beschäftigten. So waren alle Erstbesteigungen der vierzehn Achttausender mit Akribie dokumentiert und Ausrüstungsgegenstände der berühmtesten Bergsteiger zusammengetragen worden. Dabei bildete die Ausstellung das gesamte Spektrum ab, von den Anfängen der Bergsteigerei über die Ära der Erstbesteigungen des Mount Everest durch Edmund Hillary und Tenzing Norgay bis hin zu Reinhold Messner und Peter Habeler, die den höchsten Berg der Welt ohne zusätzlichen Sauerstoff erklommen hatten.

Im Freigelände trafen Nationen und Generationen aufeinander. Sportmannschaften aus Sri Lanka, Bangladesch und Pakistan im typisch westlichen Outfit, drapierten sich zu Mannschaftsfotos auf der Außentreppe und daneben genossen zwei einheimische Senioren mit Strickmütze, dicken Jacken und Flipflops den Trubel um sie herum. Die knapp zehn Meter hohe Nachbildung der Spitze des Mt. Manaslu war ebenso wie eine dreißig Meter hohe Kletterwand, die im Außengelände errichtet worden war, bei jedem Wetter ersteigbar. Dafür sorgte eine entsprechende einfache wie wirkungsvolle Überdachung. Für unsere Töchter wäre es sicher eine interessante Herausforderung gewesen.

Eigentlich stand nun der Besuch eines der vier Refugee Camps der Exiltibeter auf dem Plan. Allerdings war offensichtlich keiner der Tibeter zuhause, die Läden waren verschlossen, ebenso wie der Eingang zum Kloster und so drehten wir eine kurze Runde um die Pagode mit der entsprechenden Inschrift, schauten kurz einigen Kindern beim Fußball kicken zu und verließen diesen Teil von Pokhara in Richtung unseres Hotels.



Nach einer kurzen Pause machten wir uns vom Hunger getrieben auf den Weg in die Stadt. Neben vielen Ständen mit allerlei Essbarem im Angebot lockte uns eine Bäckerei besonders an. Hier gab es so etwas wie isländische Zimtschnecken. Diese waren nicht nur lecker anzusehen sondern auch lecker zu verzehren. Etwas Vanillesoße dazu, das wäre dann wohl unübertrefflich gewesen. So gestärkt wanderten wir am Ufer des Sees entlang. Vorbei an dem Treibholzmann mit der Maske und der Kappe, vorbei an dem Riesenrad bis dahin, wo der Strand endete

und die Hauptstraße Pokhara in Richtung der Berge verließ. Da es noch gut zwei Stunden bis zur Dämmerung waren, entschlossen wir uns, noch einen Bogen an den Spaziergang dranzuhängen. Auf der Karte im Handy war ein schmaler Steig über einen Ausleger der Berge bis zur nahegelegenen nächsten Bucht des Sees eingezeichnet. Also nichts wie los, über die Hauptstraße zu einer Musikkneipe und durch deren Hof auf den schmalen, steilen Weg, der uns sofort mit jedem Schritt weiter nach oben in einen dichten Wald führte. Auf dem Dach der Kneipe lag, teilweise von Blättern verdeckt, eine halbakustische Gitarre im Stile einer amerikanischen Gibson ES. Diesem Instrument war seine Leidensgeschichte hier im Freien deutlich anzusehen. Niemand würde eine so teure Gitarre so vergammeln lassen, das war sicher und so stellte sich bei näherer Betrachtung des Logos des Herstellers „Givson – india“ die wahre Herkunft heraus.

Oben auf dem Kamm angekommen, war die Wegführung recht unklar. Nach zwei Versuchen, die im Nirgendwo endeten, gingen wir entschlossen zwischen einigen Hütten hindurch und einfach talwärts. Die besagten Hütten waren vielleicht von europäischen Künstlern und ihren Hunden bewohnt. Der schmale Weg weitete sich dann schnell zu einem Fahrweg, an dessen Wegesrand Nepalis dabei waren, mit heulenden Motorsägen einige Bäume zu fällen. Auch hier drang die sogenannte Zivilisation weiter vor in Bereiche, die bis dato der Natur und vereinzelt Wanderern vorbehalten waren. Deutliche Zeichen dafür erblickten wir, als wir den Wald verließen. Eine ganze Reihe von neuen, großen Hotels war hier in Bau. Wo unser Wanderweg entlangführen sollte, hatten die schweren Baumaschinen tiefe Spuren in das Erdreich getrieben. Letztlich blieb uns nur das Balancieren auf den betonierten Wänden der offenen Entwässerungskanäle. Dabei gesellte sich einer der einheimischen Hunde zu uns. Auf gleichem Weg kamen uns auch Bewohner der höher im Tal liegenden, vereinzelt Bauernhäuser entgegen.



Aber auch einer der Bauherren, wie sich im Laufe des Gespräches herausstellte, nahm diesen ungewöhnlichen, aber trockenen Weg. Der Nepali zeigte auf ein im Bau befindliches Gebäude, kleiner als die Hotelbauten, in welchem er ein Kinderheim unterbringen wollte. Gerade in diesem armen Land gibt es unzählige Waisen und verstoßene Kinder wie sonst selten, dies kannten wir ja bereits durch die Aktivitäten von Nanda.

Über die Hauptstraße ging es dann zurück. Rechterhand erkannten wir im Parkbereich eines Hotelkomplexes die Landezone der Paraglider, die wir morgens noch beim Aufstieg zur Weltfriedenspagode gesehen hatten. Die Straße zwängte sich hier durch einen Einschnitt des Bergausläufers, der bis zum See reichte und dementsprechend schmal war. Gerade dort befand sich eine der In-Kneipen von Pokhara, das „Krazy-Gecko“, das für seine ausgefallenen Cocktails bekannt war. Aber dafür war es uns noch zu früh. Am Ufer und in Booten waren Männer dabei, nach Fischen im teils brackigen Wasser zu angeln. Erfolgreicher war ein Kingfisher, der seinem Namen alle Ehre machte.

Mich reizte jedoch der Besuch des Vergnügungsparks. Ein Riesenrad, angetrieben von einem PKW-Motor, dessen Kraft über diverse Transmissionsriemen das zusammengeschweißte Teil in Rotation brachte. Am Motor noch angeflanscht das ursprüngliche Getriebe, das von einem Jugendlichen mit einem langen Hebel geschaltet wurde, der somit auch die Geschwindigkeit des Rades bestimmte. Noch abenteuerlicher war die Schiffschaukel. Diesmal galt es für den „Steuermann“ exakt im richtigen Moment die Laufrichtung des Antriebes zu wechseln. Dabei kam keine Kupplung zum Einsatz. Sobald die Schaukel an ihrem Hochpunkt zum Stillstand kam, hieß es, den Hebel umzulegen und in die Gegenrichtung zu beschleunigen. Unfallverhütung? Fehlanzeige! Da hieß es ausschließlich immer die Augen auf! Ungefährlicher waren da die Miniaturei-

senbahn, die mit den Füßen angetriebenen Autoscooter-Surrogate und die diversen Kleinspielgeräte. Wir nahmen uns die Zeit, den Besuchern des Parks zuzuschauen. Eine Familie mit mindestens drei Generationen hatte sich in unserer Nähe niedergelassen. Wie war das wohl für die Großeltern, die sicher den allergrößten Teil ihres Lebens auf den wenig ertragreichen Feldern im Hinterland von Pokhara für ihr tägliches Brot arbeiten mussten und nun mit den Enkeln oder Urenkeln diese durch den Tourismus geprägte und durch Konsum prosperierende Stadt mit ihrem Vergnügungspark besuchten. Genau wie wir sie beobachteten, taten sie es mit uns und gemeinsam schenkten wir uns gegenseitig ein Lächeln, ein Lächeln aus zwei so unterschiedlichen Welten.



Leckeres Abendessen gab es dann zum Abschluss des letzten Tages in Pokhara in „Rosmaries Kitchen“, einem Lokal in einer der Nebenstraßen. Drinnen sitzen mit Blick nach draußen war aufgrund der schnell einbrechenden Dunkelheit und der damit einhergehenden Abkühlung angesagt. So gesättigt ging es mit kleinen Abstechern in diverse Bekleidungsäden zurück in unser Hotel.

## Ab in den Dschungel

Der neue Tag begrüßte uns mit dem bezauberten Ausblick auf das Annapurna-Gebirge, welchen wir am Vortrag vermisst hatten. Die schneebedeckten schroffen Bergspitzen der Sieben- und Achttausender waren so klar zu sehen, dass man meinen konnte, die paar wenigen Kilometer bis dorthin wären locker zu Fuß zu schaffen. Dünne Cirrus-Wolken zogen gemächlich über die Spitzen des Massivs, während die Sonnenstrahlen die weißen Schneeflächen erstrahlen ließen.

Ab heute galt es, die kalten Nächte und das faszinierende Dach der Welt hinter uns zu lassen. Nach dem Frühstück starteten wir in eine gänzlich andere Klimazone und zwar in das Tiefland von Nepal, direkt an der Grenze zu Indien. Die ersten Kilometer dieser Reise begleitete uns noch der Blick auf die Gipfel des Annapurna-Massivs, bevor wir Pokhara über die H04 verließen. Diese Strecke kannten wir ja bereits von der Herfahrt und so konnten wir unser Augenmerk ganz auf die Landschaft legen. An besonders schönen Stellen unterbrachen wir die Fahrt, um das idyllische Tal oder auch den im Reiseführer erwähnte Aina-Wasserfall zu bestaunen. Das Staunen richtete sich dann



jedoch mehr auf die Unmengen von PET-Flaschen, die sich in der Tallage um den Wasserfall angesammelt hatten, um dort auf das nächste Hochwasser der Schneeschmelze im Hochgebirge zu warten. Wie lange wird es wohl noch dauern, bis die Menschen den Wert ihrer einzigartigen Natur zu schätzen gelernt haben und solchen Umweltfrevler vermeiden?

Kurz vorher hatten wir eine der hiesigen „Autobahnraststätten“ besucht. Es war eine geplante Einbuchtung an der Fernstraße, darauf einige aus Holz und Plastikplanen errichtete Verkaufsstände und so etwas wie sanitäre Anlagen, die wir jedoch nicht aufsuchten. Einige Monbloc Stühle standen für die Reisenden bereit und ein ansehnlicher Spielplatz war am Rande einer Felssteilwand angelegt. Zwei Schaukeln und ein Klettergerüst aus Bambus und Stricken gefertigt standen den Kindern zum Stillen ihres Bewegungsdrangs zur Verfügung.

Kurz nach dem Zwischenstopp an dem trockenen Wasserfall erreichten wir die Brücke bei Mungling, hinter der wir unsere Fahrtrichtung änderten, um auf der H5 entlang des Trishuli-Flusses die südlich gelegene Stadt Bharatpur anzusteuern. Wie von einem Maler künstlerisch in die Landschaft geklebt, kamen uns die meist rot eingefärbten Kleidungsstücke vor, die auf den Felsen und dem Geröll des Ufers trockneten. Ähnlich bizarr waren auch die knallroten Blüten an einem hier immer öfters anzutreffenden Baum. Dazu muss man erklären, dass die gesamte Vegetation aufgrund der Trockenheit, dem allgegenwärtigen Staub und den Luftverunreinigungen durch Verkehr und Industrie mit einer grauen Schicht überzogen war und daher leuchtende Farben eine Seltenheit darstellten, abgesehen von den vom Wind durch die Lüfte gewirbelten Chipstüten.



Auf der gesamten Strecke Richtung Süden, über die der größte Teil des Warenverkehrs zwischen Indien und Nepal abgewickelt wurde, waren die Folgen des Erdbebens von 2015 noch gegenwärtig. Erdbeben und Felschläge hatten der Fernstraße massiv zugesetzt und die größten Beschädigungen wurden bisher nur notdürftig instand gesetzt.

Auf der sechsstündigen Fahrt über gut 150 Kilometer sinnierte ich darüber, wie es wohl nach all der Zeit im Terai, dem Tiefland von Nepal, sein würde. Vor ca. 25 Jahren fuhren wir mit einem Linienbus über die alte kurvenreiche Strecke von Kathmandu durch die Berge hinab, bis wir in einem Marktflecken - für die letzten Kilometer in einen LKW, der zu einem Bus umgebaut worden war - umsteigen mussten. Auf den Reisfeldern waren die Tharus, so heißt der hier beheimatete Volksstamm, mit der Ernte beschäftigt. Unser Camp in 1996 lag innerhalb des Nationalparks und wir mussten mit dem Boot dahin übersetzen. Leider hatte ich keine Erinnerung daran, wie der Marktflecken oder gar das Camp hießen, in dem wir damals für zwei Nächte untergebracht waren. Während der Großteil der Bluesband damals in Kathmandu verweilte, waren der Keyboarder und seine Freundin mit in den Dschungel gereist. Unter anderem waren es die Erlebnisse bei diesem Ausflug, die mich wieder in dieses Land lockten. Ich war besonders begeistert von einem Ausritt auf einem der Arbeitselefanten. Fünf von diesen mächtigen Tieren waren damals zusammen aufgebrochen, um im Dschungel Ausschau nach Panzernashörnern zu halten, jeweils vier Touristen pro Elefant. So waren wir zu dritt mit einer allein reisenden Schwedin auf dem ersten Rüsseltier. Es folgte eine Reisegruppe aus sechzehn Japanern. Bereits nach einigen hundert Metern auf dem schwan-kenden Rücken wurde klar, dass die kommunikationsfreundlichen Mitglieder der asiatischen Reisegruppe alle Tiere, die Ohren hatten, verscheuchen würden. Unser Mahout erklärte uns, dass er ein Nashorn suchen werde und dieses

dann zu den mit mächtigen Fotoapparaten ausgerüsteten Japanern treiben würde. Gesagt, getan ging es zügig und ohne Rücksicht auf uns durch das Dickicht. Schnell war ein Nashorn mit seinen prähistorisch anmutenden Panzerplatten entdeckt. Das kurzsichtige Tier hielt seine Nüstern in die Höhe und nahm von unserem Reitelefanten die Witterung auf. Unser Elefant trompetete und näherte sich dem Hornträger. Der wiederum ließ sich nur unwillig in die Nähe der lautstarken Touristengruppe treiben. So kamen wir zeitweise bis auf zwei Meter an das Nashorn heran, das sich immer wieder zu uns umdrehte, um mit gesenktem Kopf Scheinangriffe vorzunehmen. Dabei gab es Adrenalin pur und wir fühlten uns wie Jäger auf einer Großwildjagd im ausgehenden 19. Jahrhundert. Dass eine solche Jagd heute nicht mehr möglich sein würde, war mir klar, aber was würde uns stattdessen erwarten? Würden wir ein Nashorn sehen, Gaviale, die Krokodile mit der seltsamen Schnauze, Bären oder gar Tiger? Ich war sehr gespannt auf die nächsten Tage.

Rajkumar fuhr sicher und zügig. Die Fernstraße verlief immer entlang eines Flusses, der irgendwann in den Ganges münden würde und daher natürlich heilig war. So erreichten wir Bharatpur, eine der größten Städte Nepals und Umschlagplatz für einen Großteil der Güter, die von und nach Indien transportiert wurden. Wir wechselten auf die Fernstraße H01 und über eine Nebenstraße kamen wir endlich in der Stadt Sauraha an, dem Tor zum Chitwan Nationalpark. Rajkumar hatte uns unterwegs bereits darauf hingewiesen, dass aufgrund der ausbleibenden chinesischen Touristen etliche Unterkünfte geschlossen wären und auch wir nicht im ursprünglich gebuchten Hotel untergebracht werden könnten. So steuerte er das „Wildlife Camp“ mitten in der Stadt an. Dieses Resort lag direkt an der Hauptstraße und nur wenige hundert Meter von dem Rapti River entfernt, dem Fluss, der den Nationalpark von dem besiedelten Gelände trennte. An der Rezeption erfuhren wir, dass wir die einzigen Gäste in der

Hotelanlage wären. Zu unserem Zimmer gelangten wir über elegant angelegte Wege, vorbei an einem ansprechenden, großen Pool. Nach dem Einchecken galt es, den Plan für die nächsten Tage mit dem Hotelpersonal zu besprechen. Schnell wurde mir bewusst, dass wir unsere Wünsche klar definieren mussten, um diese auch realisiert zu bekommen. Besonders der Wunsch nach einer längeren Elefantensafari wurde lange diskutiert und es wurden anfänglich abenteuerliche Geldbeträge dafür genannt. Letztlich wurden wir dann doch handels-einig. Elefantensafari, Bootssafari, ganztägig mit einem Jeep durch den gesamten Park und einen Besuch beim Elephant Breeding Center. Dazu gab es noch den Besuch in einem Tharudorf mit Museum und eine kulturelle Darbietung im hiesigen Tharutheater.

Für diesen Nachmittag bot sich noch eine Wanderung zur Elefantenstation und über eine Halbinsel des Rapti Rivers an. Auf die Frage an Rajkumar, wo er denn die nächsten Tage bleiben würde, sagte er uns, er müsse zurück nach Kathmandu. Uns schien das nicht ganz glaubwürdig, da er uns ja in drei Tagen nach Lumbini fahren sollte. Wie dem auch sei, wir machten uns für den Ausflug am Nachmittag fertig. Zuerst ging es per Auto vorbei an Reis- und Senffeldern zu einem Tharudorf in der Nachbarschaft. Schon auf der gesamten Reise hatten wir davon Kenntnis erlangt, dass wir noch in der Hochzeitssaison unterwegs waren.



So war es auch kaum zu übersehen und besonders zu überhören. In und vor mit bunten Tüchern geschmückten Gärten standen die Hochzeitsgesellschaften und tanzten zu den wummernden Bässen indischer Popmusik. Die Lautsprecher - überwiegend auf die Ladeflächen von Transportern geschnallt - konnten so schnell von Party zu Party chauffiert werden und auf dem Weg dorthin weiter dröhnen. Zuckerbäcker lieferten ihre verführerischen Gebäcke mit Handwagen zu den Feiernden. Im Nachbar-garten stand ein Arbeitselefant unbeeindruckt stoisch in seinem Unterstand. Die Rückfahrt endete am Ufer des Raphthi.

Weiter ging es dann per Pedes und schnell entdeckten wir einen der Elefanten, wie er im erfrischenden Nass des Flusses von seinem Mahout gewaschen wurde. Diese Behandlung mit Lappen und Schrubber genoss der Elefant sichtlich. Auf dem Rücken des asiatischen Elefanten stehend, lenkte der Mahout das Tier aus dem Flussbett an das uns gegenüberliegende Ufer und verschwand dann gemächlich zwischen den Bäumen. Das besagte Tier besaß rechts einen mächtigen Stoßzahn, während der auf der linken Seite leider schon abhandengekommen war. Wir setzten unsere Pirsch fort, dabei immer auf der Suche nach weiteren Tieren. Als nächstes kreuzte ein kapitaler Hirsch unseren Weg und schnell wurde dieses Ereignis abgelichtet. Hätten wir zu diesem Zeitpunkt gewusst, wie viele dieser Geweihträger uns in den nächsten Tagen noch begegnen würden, wäre diese Begegnung sicher nicht so spannend für uns gewesen. Hingegen war es definitiv aufregend zu erleben, wie zwei Arbeitselefanten mit ihren Mahouts frisch belaubte Äste und Elefantengras geerntete hatten und damit durch den Fluss direkt auf uns zukamen. Deren Weg führte an uns vorbei, ohne uns auch nur im Geringsten zu beachten. Sie waren offensichtlich auf dem Weg in die staatliche Elefantenstation und hatten zuzusagen ihr Abendessen im Urwald geholt.



Langsam neigte sich die Sonne gen Horizont und wir machten uns auf den Weg zur Stadt. Dabei folgten wir dem Verlauf des Flusses. Auf einer seiner Sandbänke entdeckten wir einige sich in der Abendsonne wärmende, fette Krokodile, darunter auch einen ausgewachsenen Gangesgavial. Das bestimmte vier bis fünf Meter lange Tier hatte seinen typischen, schmalen Kiefer zur Regulierung seiner Körpertemperatur geöffnet und ließ sich durch absolut gar nichts stören. An unserem Ufer waren ein Dutzend Boote festgemacht, während vereinzelt Bootsführer ihr Wasserfahrzeug mit oder ohne Fahrgäste durch den Fluss stakten.



Im Hotel angekommen, wurde uns sogleich die Menükarte für unser Dinner gereicht. Die Eile war daher geboten, weil noch der Besuch des Tharu-Theaters für diesen Abend vorgesehen war. Das Gericht war einfach, aber schmackhaft und das Personal zwar bestimmt nicht im Gastrobereich ausgebildet, aber überaus zuvorkommend und nett.

Das Kulturzentrum mit dem Theater lag nur eine Straßenecke entfernt auf der gegenüberliegenden Straßenseite. Mit einer Taschenlampe ausgestattet, machten wir uns auf den Weg dorthin. Ein über drei Stockwerke reichendes Graffiti direkt am Kulturzentrum warb für den schonenden Umgang mit der Umwelt, erstaunlich und hier dringend notwendig. Das Theater selbst bestand aus einer großen Halle mit bestimmt dreihundert Sitzplätzen. An diesem Abend waren es vorwiegend einheimische Familien, die es sich in den mit Kunstleder bespannten Bänken bequem machten. Die Show bestand aus mehreren Tänzen, die von einer Gruppe von etwa dreißig Personen vorgetragen wurden. Dazu wurden diese von einer dreiköpfigen Rhythmusgruppe begleitet. Zu jedem der Tänze gab es eine kurze Ansage über die krächzende Lautsprecheranlage. Die Höhepunkte waren demnach der Stickdance, bei dem jeder der Tänzer mit zwei 40 Zentimeter langen Stäben ausgestattet war, sowie der Feuertanz, zu dem das Licht der Bühne ausgeschaltet wurde. Sehr lustig war der Tanz des Pfaus. Das eigentlich elegante, schlanke Tier wurde von einem Tänzer in einem eher plumpen Kostüm dargestellt. Zum Ende der Darbietungen durften alle Besucher mit auf die Bühne, um die Tänzer bei ihrem Tun zu unterstützen. Da uns die Rhythmen jedoch recht ungewohnt vorkamen, hielten wir uns vornehm zurück.



Für den heutigen Tag waren eine Bootsafari auf dem Rapti und seinen Nebenarmen sowie die gewünschte Elefantensafari auf dem Rücken eines Reitelefanten vorgesehen. So gingen wir das Tagwerk mit viel Erwartung auf tolle Abenteuer an. Diese Erwartungshaltung wurde bereits beim Verlassen der Hotelanlage erfüllt. Auf der Straße kamen uns zwei ausgewachsene Elefanten entgegen, die gerade dabei waren, den Nachwuchs anzulernen. Dazu hatten die Mahouts den kleinen Kerl in die Mitte genommen und die Muttertiere gaben mit ihren Rüsseln ab und an dem Zögling behutsam die Richtung vor.

Den Weg bis zur entsprechenden Bootsanlegestelle legten wir in einem Geländewagen zurück und schon auf dieser kurzen Strecke begegneten uns einige Axishirsche und deren Hirschkühe. Am Zielpunkt angekommen, begrüßte uns lauthals ein Pfau, der es sich auf einem Ast eines Salbaums bequem gemacht hatte und seinen imposanten Schwanz baumeln ließ. Im Nachbarbaum hatte wohl eine Affenfamilie die Nacht verbracht. Während die älteren Tiere noch dösten, tobte deren Nachwuchs mit einigem Affengebrüll durch die dünnbelaubte Baumkrone.



Am Ufer lagen mehrere miteinander verbundene Einbäume mit jeweils sechs Touristenplätzen bereit. Wir erhielten eine kurze Einweisung und jeder ein winziges Stühlchen. Die wichtigste Belehrung war, die Hände während der Tour auf keinen Fall ins Flusswasser zu stecken. Die Begründung lag nur wenige Meter entfernt am gegenüberliegenden Flussufer. Ein mächtiges, ausgewachsenes Sumpfkrokodil, das gut getarnt im Gras lag, beobachtete mit seinen hervorstehenden Augen direkt vor sich das Geschehen auf dem Fluss. Der Bootsführer, der dort gerade mit seinem Einbaum vorbei kam, war sich wohl sehr sicher, dass dieses Krokodil wusste, dass Bootsführer nicht zu dessen Beuteschema gehörten.

Nachdem alle Touristen sich in die Boote balanciert und auf ihren Stühlchen Platz genommen hatten, manövierten die Bootsführer mit langen Stocherstangen die Langboote durch die seichten Flussläufe. An den Ufern lagen mehr oder weniger regelmäßig stattliche Sumpfkrokodile und auch einige Exemplare der seltenen Gaviale. Es war schon eine tolle Perspektive, mit diesen Reptilien auf einer Augenhöhe zu sein und aus recht geringer Entfernung in deren kalte Augen zu schauen.

Bekannt ist der Chitwan Nationalpark unter anderem durch den Artenreichtum an Vögeln. So wurden in der Vergangenheit über 540 Arten erfasst. Für uns als Nicht-Ornithologen war es unmöglich, den Ausführungen des Guides zu folgen. Er kannte so ziemlich alle Vogelbezeichnungen in Englisch und Latein. Für die meisten Touristen waren es die Pfau und die Eisvögel, die ihr Interesse weckten. Dies war auch den Guides bewusst und so wurde auf jeden Eisvogel mit besonderem Engagement und dem Ausruf „Kingfisher“ hingewiesen. Bei den meisten Exemplaren aus dieser Familie handelte es sich um „white throated Kingfisher“, welche in der deutschen Sprache die Bezeichnung „Braunliest“ tragen. Aber auch Reiher und Rallen standen im niedrigen Wasser unweit von unseren



Booten. Sittichschwärme benötigten keine Ansagen der Bootsführer. Diese grünen Papageien kündigten sich selbst mit lautem Geschrei an. Nach und nach erhöhte sich die Anzahl der gesichteten Vogelarten. Gänse, Enten und andere Piepmätze wurden uns vorgestellt, Kormorane und Schlangenhalsvögel in ihrem schwarzen Federkleid und farbenfrohe Bienenfresser. Nicht zu vergessen Adler, die über uns kreisend nach Beute Ausschau hielten oder ihren Ansitz auf einem der umgebenden Bäumen gewählt hatten. Unter den Bäumen im Dickicht - wie nicht anders zu erwarten - grasten Axishirsche.

auch durch das nepalesische Tiefland nach Indien floss oder auch die Abwässer der Großstädte Pokhara oder Bharatpur, die genau diese idyllischen Flusslandschaften speisten. Bei diesen Gedanken wurde uns noch mehr bewusst, wie gefährdet dieses Fleckchen Erde mit all seinen Naturwundern war.

Langsam näherte sich unsere Bootsafari dem Ende. Keiner der Touristen wurde von einem der fetten Krokodile gefressen, kein Boot war gekentert und so stiegen wir an einer Anlegestelle in der Nähe der staatlichen Elefanten-



Leise und gemächlich glitten die Langboote durch das seichte Wasser, augenscheinlich pure Natur. Dass dem nicht so war, erkannten wir, als ebenso leise ein alter Flipflop an uns vorbei schwamm. Da kamen uns die Bilder aus Kathmandu in den Sinn, die Bilder des Flusses Bagmati, dessen mit allerlei Zivilisationsmüll versetzte Brühe

zuchtstation aus den Einbäumen aus. Der Weg zu dieser Einrichtung führte über eine Weidefläche, auf der einige Kühe wiederkäuten. Dafür, dass womöglich in direkter Umgebung die größte Raubkatze nach einer lohnenden Mahlzeit Ausschau hielt, waren diese Haustiere überaus gelassen.





Da die Zucht von Elefanten hier in Nepal staatlich reguliert wird, wurden die meisten Jungtiere in einem der beiden hiesigen Elephant Breeding Center geboren. Als wir bei der Anlage ankamen, machten sich die Mahouts gerade daran, die Tiere für den täglichen Ausflug vorzubereiten. Die Muttertiere und auch die größeren Jungtiere wurden über Nacht mit einer Kette an Baustämmen angebunden, die in den Boden eingelassen waren. Dieses Vorgehen sorgte bei Tierschützern immer wieder für heftige Kritik, was durchaus nachvollziehbar war. Man darf jedoch nicht verkennen, dass es in den vergangenen Jahrzehnten große Fortschritte im Bereich Tierschutz von Arbeitselefanten gegeben hatte. Bei meinem ersten Besuch hier im Chitwan Nationalpark vor 24 Jahren wurden die Vorderbeine nachts eng fixiert, so dass die Tiere noch nicht einmal die Möglichkeit hatten, einige Schritte zu gehen. Damals war auch der Einsatz von sogenannten Elefantenhaken noch Standard. In diesem Jahr sahen wir in der gesamten Zeit keinen dieser Eisenknüppel, stattdessen waren es zumeist Schirme und dünne Äste, die zum Führen der Kolosse genutzt wurden. Trotz dieser Verbesserungen sehen die massiven Ketten, mit denen die Tiere angebunden wurden, sehr martialisch aus. Die Zucht von indischen Elefanten ist ein probates Mittel, der Entnahme von Jungtieren aus der Wildnis entgegenzuwirken. Inzwischen gibt es in einigen Elefantencamps erste Ansätze, gänzlich auf Ketten zu verzichten und einen sanften Tourismus zu etablieren. Ein grundsätzliches Problem bei der Haltung von Arbeitselefanten ist die Tatsache, dass gelegentlich wilde Elefantenbullen, die sich in der Musth (gesprochen „Mast“), einer hormonbedingten Wesensänderung befinden, auf die Suche nach Weibchen machen und dabei ihre angestammten Reviere verlassen. Dabei kommt es auch zu Begattungen bei den domestizierten Elefanten, aber auch zu tödlichen Übergriffen auf Personen.

Zurück zu unserem Besuch in der Aufzuchtstation. Die Elefantenbabys bewegten sich frei im Gelände und zwischen den Besuchern herum. Wie bei allen Säugtieren erkundeten auch sie neugierig ihre Umwelt, kletterten über Absperrbalken und trollten zu ihren Müttern oder Tanten zurück. Die tollpatschigen Bewegungsabläufe, die großen Kulleraugen und ihre Distanzlosigkeit machten die Elefantenkälbchen zu Fotomotiven par excellence. Fast jeder Besucher nutzte die Chance, mit seinem Handy oder seinem Fotoapparat die Kleinen zu fotografieren. Langsam machten sich die Mahouts daran, alle Elefanten auf ihren Tagesausflug vorzubereiten. Täglich ging die gesamte Gruppe zum Baden und zur Futterernte. Dabei ging es um das Trainieren des Nachwuchses und den adulten Tieren bot es die notwendige Abwechslung und Beschäftigung.

Die Elefanten marschierten im Gänsemarsch in die eine Richtung, die Touristen in einer ähnlichen Formation in die andere. Die Überquerung des Raphthi erfolgte diesmal mittels einer einfachen, aus Bambus gefertigten und mit Sandsäcken beschwerten Fußgängerbrücke. Auf der gegenüberliegenden Flussseite wurden wir von ein paar neugierigen Wasserbüffel empfangen. In den anliegenden, gefluteten Reisfeldern wurden derweil Reispflanzen gesetzt.

Da wir bereits vor dem regulären Frühstück gestartet waren, erreichten wir schon am frühen Vormittag unsere Unterkunft. Im Garten der Hotelanlage war gerade eine Mitarbeiterin dabei, von einem der Bäume Sternfrüchte zu ernten. Bisher hatten wir diese Früchte noch gar nicht entdeckt. Da wir feststellten, dass es mehrere dieser Bäume in der Hotelanlage gab, reifte der Gedanke, sich heimlich eine oder zwei dieser Vitaminbomben zu stibitzen.



Da es bis zum Start der für den späten Nachmittag geplanten Elefantensafari noch viel Freizeit gab, entschloss ich mich, noch eine Tour auf eigene Faust zu unternehmen. Heike indes bevorzugte eine Pause mit einem ihrer Bücher auf einem der Liegestühle am Pool. So organisierte ich mir eine Fahrgelegenheit auf der Straße vor dem Hotel. Meine Wahl fiel auf ein Tuk-Tuk, dem typischen dreirädrigen Fahrzeug aus indischer Produktion. Es dauerte etwas, bis ich dem Fahrer verständlich machen konnte, dass ich zu dem typischen Tharudorf wollte, das wir auf dem Rückweg von der Elefanten-Aufzuchtstation in der Ferne gesehen hatten. Noch erstaunter war der Fahrer, als ich ihm mitteilte, dass ich keine Rückfahrt benötigen würde. Die Straße war dem Fahrer wohl sehr geläufig, geschickt wich er den größeren Schlaglöchern, von denen es mehr als genug gab, aus und überholte rücksichtsvoll Ochsenkarren und Radfahrer. Wummernde Beats ließen wieder eine Hochzeit erahnen und so war es dann auch.

Die kleine Siedlung war von Mitgliedern der hier seit Jahrhunderten angestammten Ethnie der Tharu errichtet worden und bewohnt. Sofort war sichtbar, dass die Menschen, die hier lebten, ihren Lebensunter durch Landwirtschaft und Viehzucht erarbeiteten. Das Grundgerüst der Gebäude war ausschließlich aus wenig bearbeitetem Holz gefertigt. Teilweise lagen die Querbalken ohne weitere Fixierung auf den Astgabeln der im Boden eingelassenen Stämme. Die Wände der Wohnhäuser waren augenscheinlich aus Schilf und Lehm gefertigt und die Dachflächen mit Wellblech belegt. Bei den Unterkünften für die Haustiere wurde gänzlich auf Wände verzichtet und die Dächer bestanden aus Schilf oder getrocknetem Elefantengras.

Unter diesen rudimentären Ställen hatten sich vereinzelt Kühe und Wasserbüffel in den Schatten zurückgezogen, während ihre Artgenossen recht gelangweilt am Straßen-

rand standen. An ihren Halsen waren mit Stricken Holzklotze befestigt. Damit konnten sie sich langsam umherbewegen, ein Wegrennen war jedoch nicht möglich. Ziegen, Enten unterschiedlichster Rasse und Hühner liefen scheinbar planlos umeinander. Ein kleiner Junge, dem wohl die Aufgabe eines Hirten zugewiesen worden war, war vielmehr mit seinem Handy beschäftigt, als ein Auge auf die Tiere zu werfen. Die Parallelen zwischen den Kindern traditionell lebender Tharus und den Teens westlicher Wohlstandsfamilien war in dieser Situation mehr als deutlich zu erkennen. Ich beobachtete eine Henne, die mit ihren noch ganz jungen Küken wohl einen ersten Ausflug machte und dabei auf einen ebenfalls ganz jungen Wasserbüffel traf. Hinter den Gebäuden waren mächtige Heuschober aufgebaut und auch gut bestückt. Ebenfalls gab es beachtliche Bestände an Brennholz. Daneben waren jeweils auf zwei oder mehr Baumstämmen geräumige Taubenhäuser errichtet worden und auch gut bewohnt.







Bevor der Monsun begann galt es, die Senfsaaternte zu dieser trockenen Jahreszeit einzubringen. Mit der Hand gedroschen trockneten die dunklen Senfkörner auf Planen, die vor den Gebäuden am Straßenrand ausgelegt waren. Nepal ist neben Kanada das größte Anbauland für Senfsaaten. In jedem der beiden Länder werden rund 150.000 Tonnen Körner pro Jahr geerntet. Während Kanada seine Ernte zum überwiegenden Teil auf dem Weltmarkt verkauft, wird die Ernte in Nepal zum größten Teil im Land verarbeitet. Einem Senfbauern durfte ich dabei zusehen, wie er die Senfsamen von der Spreu trennte. Dazu ließ er die zwei Millimeter großen Körnchen von einem aus Bast geflochtenen Teller immer wieder auf die blaue Plane rieseln. Die sanfte Brise, durch die immer für etwas Luftbewegung zu spüren war, sorgte dafür, dass die Spreu fortgetragen wurde. Die Versuche des älteren Herrn, mir etwas in seiner Sprache zu vermitteln, scheiterte an der Ermangelung der entsprechenden Fremdsprachenkenntnisse meinerseits. Schließlich bat er mich mittels Handzeichen, ein Foto von ihm zu machen. Dieser Bitte kam ich gerne nach und als ich ihm das Foto auf dem Display der Kamera zeigte, lachte er herzlich und erzählte mir anschließend munter und wortreich noch einiges, vermutlich über den geernteten Senf und dessen Verwendung.



Ich machte mich zu Fuß auf den Rückweg nach Sauhara immer entlang der Straße, über die ich mit dem Tuk-Tuk-Fahrer gekommen war. Alternative Routen gab es wohl nicht. So entschleunigt, entdeckte ich Dinge, die einem bei der Fahrt durch das Land entgehen. Beispielsweise einen exakt angelegten Gemüsegarten, dessen Beete akkurat gerecht dalagen und quer darüber führten die Fußabdrücke eines Elefanten. Bizarr war auch ein „Rasenplatz“ mit zwei Fußballtoren, auf dem eine Herde Wasserbüffel graste. Bisher hatte ich nur Volleyball oder Cricket-Spielfelder gesehen und war daher doppelt verwundert. Beim Studieren von Landkarten erkannte ich später, dass es sich bei diesem vermeintlichen Fußballfeld um ein Spielfeld für Elefanten-Polo handelte. Angekommen am Stadtrand des Tors zum Chitwan-Nationalpark, standen auf etlichen der Anwesen Elefanten unter ihren Unterständen. Ein Elefant im Carport war dort so normal wie bei uns ein VW Golf in der Garage. Als ich beim Fotografieren eines solchen Arbeitselefanten war, hörte und spürte ich ein leises Schnaufen direkt hinter mir. Als ich mich daraufhin umdrehte, blickte ich direkt gegen den Rüssel eines dieser mächtigen aber eleganten Tiere. Womöglich war ich etwas erschrocken zurückgezuckt, jedenfalls sorgte das für etwas Belustigung bei dem Mahout des Tieres. Später werde ich noch auf die leisen Sohlen der Dickhäuter eingehen.

Auf den letzten Metern kamen mir noch einige junge Touristen auf geliehenen Fahrrädern entgegen, die sicher auf dem Weg zu der Elefanten Aufzuchtstation waren. Eine Frau erntete mit einer Sichel - wie Miraculix bei Asterix und Obelix - blühende Kräuter, sicher für ihren eigenen speziellen Zaubertrank. Einige Schulkinder ärgerten zwei Straßenhunde. Mein Weg führte vorbei an einer lebensgroßen Nashornstatue, die - wie das Abbild eines Elefanten - auf einer der wenigen Straßenkreuzungen stand. Kurz hinter dem Tharu culture theater erreichte ich unser Hotel und traf Heike, die noch immer lesend am Pool lag.



Am späten Nachmittag ging es endlich los zur Elefantensafari. Dazu fuhren wir zu einer Wiese, die in direkter Nähe zum Ufer des Raptis lag. Der Parkplatz war von der Wiese, auf der bereits die ersten Mahouts mit ihren Elefanten angekommen waren, mittels eines Holzzaunes abgetrennt. In diesen Zaun war die Holzplattform integriert, von der die Touristen die Elefanten besteigen konnten. Direkt daneben stand ein Häuschen für die Abwicklung der Formalitäten. Zwischenzeitlich waren die letzten Mahouts eingetroffen und so standen sieben Reitelefanten fein säuberlich aufgereiht nebeneinander und warteten auf ihre Gäste. Auf dem ersten uns zugewiesenen Elefanten sollte neben uns noch ein Pärchen mit seinem ungefähr vierjährigen Sohn Platz finden. Heike stieg zuerst in den „Korb“. Dieser bestand aus vier Pfosten und ähnelte einem umgekehrten Tisch, der mit einem breiten Gurt auf den Rücken des Elefanten geschnallt war. Ein dickes Kissen sollte für den entsprechenden Sitzkomfort sorgen. Damit niemand verloren ging, musste jeder der vier Passagiere eines der Tischbeine zwischen die Oberschenkel nehmen. Heike nahm den Platz vorne links ein, ich dahinter mit der Sichtrichtung nach hinten links. Auf der rechten Seite nahm die nepalesische Kleinfamilie Platz. Noch bevor es soweit war, entbrannte eine rege Diskussion darüber, wer denn mit auf den Elefanten durfte. Vorgesehen war - so unsere Interpretation der Situation - die Mutter mit ihrem Sohn. Dieser war allerdings für solch einen Ritt noch zu klein, um alleine sitzen zu können und so wurde ausgehandelt, wer den freigewordenen Platz belegen durfte. Der Hinweis des Ticketverkäufers, dass noch weitere Gäste auf einen Platz auf einem der Elefanten warteten, verkürzte endlich das Palaver und der Vater sollte mit. Bereits das Besteigen des Elefanten war mit vielen Tränen des Kindes verbunden. Dies änderte sich auch nicht in den Minuten, nachdem der Elefant seine ersten Schritte getan hatte. Im Gegenteil - bei jedem Zureden des Vaters und Beteuern der Mutter, dass das alles gar nicht schlimm sei,

erhöhte der Knabe seinen Lärmpegel. Letztlich kehrte der Mahout um. Die Mutter und deren Kind stiegen aus und dafür durfte ein anderes Familienmitglied zusteigen.

Um in den Nationalpark zu gelangen, hieß es zuerst, den Fluss zu durchqueren. Der Abstieg über das steile Ufer war sowohl für unser Reittier als auch für uns ein ganz schönes Gewackel. So wackelten wir auch durch das Wasser des Raptis. Bei dem Aufstieg am gegenüberliegenden Ufer war dem Elefanten die Kraftanstrengung anzumerken, dies zu bewältigen. Während für ihn das Wandern auf ebener Fläche offensichtlich trotz der Beladung mit Touristen keinerlei Anstrengung bedurfte. Auf dem weiteren Weg durch den Dschungel wurden wir von einem zweiten Elefant mit vier Teenies im Korb begleitet.



Was eine Safari auf dem Rücken eines Reitelefanten so besonders machte, war die Tatsache, dass sich die Fluchtdistanz aller anderen Tiere deutlich verkürzte. Tiere, die bereits flüchteten, wenn sie Menschen bei einer Safari per Jeep oder auch zu Fuß aus großer Entfernung sahen, blieben ungerührt stehen, wenn man sich ihnen

per Elefant näherte. Unglaublich war auch, wie leise sich die gewichtigen Tiere durch den Dschungel bewegten. Schließlich waren es zwei bis drei Tonnen, die mehr oder weniger gemächlich zwischen den eng stehenden Bäumen und Büschen hindurch gewuchtet werden mussten.

Die Geschwindigkeit, mit der wir uns fortbewegten, war deutlich schneller als es der gemächliche Schritt unseres Elefanten vermuten ließ. Unser Mahout saß barfuß im Nacken seines Tieres, die Füße hatte er hinter dessen Ohren. Mit leichten Fußbewegungen dirigierte er den Elefanten. In einer Hand hielt der Mahout einen dünnen Ast, der lässig auf der Stirn des Dickhäuters ruhte. Fiel dieser Ast mal zu Boden, wurde er sogleich mit dem Rüssel aufgehoben und nach oben gereicht. Mit dem Rüssel wurde aber auch geschnuppert und frische Blätter zum Verzehr gepflückt.

Natürlich entdeckten wir zuerst neben einigen Vogelarten, die fast überall anzutreffenden Axishirsche, die auf einer Lichtung stehend keinerlei Notiz von uns nahmen. Zu dem Geflügel, das uns begegnete, gehörten neben Störchen auch einige Bankivanhühner mit ihrem farbenprächtigen Hahn. Diese Wildform ist der Ursprung aller bei uns gehaltenen Haushühner. Auch die Wildschweine in Chitwan waren äußerlich unserem Schwarzwild in Hessen sehr ähnlich.

Noch waren wir sehr skeptisch, ob wir überhaupt eines der seltenen Panzernashörner zu sehen bekommen würden. Zwar hatte sich deren Population in den vergangenen Jahrzehnten dank des Einsatzes der Ranger gegen die Wilderer erholt, trotzdem gehörte immer noch etwas Glück dazu, solch ein urzeitliches Tier im Dschungel anzutreffen.

Dieser Wunsch erfüllte sich dann doch schneller, als wir es erwartet hatten. Unser Mahout führte seinen Elefanten an einen mit Wasserlinsen überzogenen Tümpel, in dem

tatsächlich ein Nashorn gerade sein Bad nahm. Aufregung, Herzklopfen, Anspannung, Freude, alles kam in diesem Moment zusammen. Leider hatte ich den undankbarsten Sitzplatz für diese Situation. Der Tümpel lag genau hinter mir und außerdem hatte ich bei der Auswahl des Objektivs für meine Kamera danebengegriffen. Das bedeutete, die Optik auf dem schaukelnden Rücken des Elefanten zu wechseln und sich dann irgendwie so zu verdrehen, dass ich in eine ausreichend gute Position kam, um das Tier auch ablichten zu können. Der Mahout hatte ein Einsehen mit mir und drehte nach einer Zeit den Elefanten entsprechend. Als ich dann direkt hinter einem Baum saß, korrigierte er auch das unverzüglich. Bei dem Panzernashorn handelte es sich um eine echte Rampensau. Es zeigte sich mal entspannt cool, mal von seiner spielerischen sportlichen Seite. Das Badevergnügen war ihm jederzeit anzusehen. So kam es irgendwann auf die Idee, sich in dem Tümpel um seine Achse zu drehen und seine Füße in die Luft zu strecken, zwischendurch ein paar Wasserpflanzen zu naschen, mal unterzutauchen und noch einige Mal die Seitwärtsrolle zu vollführen. Ein tolles Programm für uns und auch die anderen Touristen.





Nachdem uns die Sichtung der Axishirsche nicht mehr besonders berührte, entdeckten wir nun einen Hirsch ohne das auffällige Fellmuster. Unser Mahout klärte uns umgehend auf. Das Tier, das da vor uns im Dickicht stand, war ein Muntjak, eine Hirschart, von der ich bis dahin noch nie etwas gehört hatte. Der Mahout des anderen Elefanten war inzwischen, und das merkte man deutlich, von seinen Reitgästen genervt. Die drei Mädchen und der Junge beschäftigten sich fast ausschließlich mit ihren Handys, dem Erstellen von Selfies und nahmen von den Erklärungen des Mahouts kaum Kenntnis. Langsam näherten wir uns wieder unserem Ausgangspunkt, durchquerten nochmals den Fluss und dockten an der Plattform zum Aussteigen an. Der kleine Junge hatte inzwischen ausgeheult und freute sich darüber, dass seine Eltern heil zurück waren. Zum Abschied ließ der andere Mahout sein Tier direkt bei uns kleine Kunststückchen vorführen und nochmals laut trompeten.



Unseren Abend beendeten wir im „Rapti Beach Restaurant and Bar“, beobachteten den dreibeinigen Affen bei dem Versuch, die von Touren zurückkommenden Touristen anzubetteln. Während Heike auf der Dachterrasse den gut gemachten Kaffee genoss, machte ich noch einen kurzen Ausflug entlang des Ufers und fotografierte Spechte bei der Arbeit, Gaviale beim Sonnen und Pillendreher bei ihrer Hochzeit.

Neben der am Vortag stattgefundenen Elefantensafari, hatten wir auch eine „Fullday Jeep Safari“ gebucht. Das Vergnügen war trotz aller Verhandlungen eine durchaus kostspielige Angelegenheit und schlug mit 240 U\$ zu Buche. Wir waren gespannt, was uns an diesem Tag erwarten würde. Vielleicht noch ein Nashorn oder gar einen Tiger oder Lippenbär. Realistisch war das sicher nicht, gerade die Raubtiere sind hier nur selten anzutreffen. Die Geländewagen waren auf der dem Rapti Beach Restaurant gegenüberliegenden Flussseite stationiert, das hatten wir bereits herausgefunden. Der Weg bis dorthin war gut zu Fuß zu schaffen und so machten wir uns auf den Weg. Die Formalitäten wurden am Checkpoint der Ranger abgewickelt. Über dem Rapti lag ein dichter, kühler Nebel, so dass man nur mit Mühe das gegenüberliegende Ufer und schon gar nicht die dort abgestellten Fahrzeuge erkennen konnte. Immer zehn Passagiere nahmen in jedem der Fährboote Platz und wurden vorbei an der Sandbank übergesetzt, an der sonst tagsüber die Krokodile dösten. Den wechselwarmen Echsen war es früh am Morgen noch deutlich zu kühl. Von dem sonst hier bettelnden Affen war nichts oder besser noch nichts zu sehen.



Eine Armada von acht offenen Mahindra Bolero Geländewagen wartete darauf, sich mit einigen Passagieren an Bord durch das Gelände des Nationalparks zu wühlen. Bei den Wagen angekommen, wurden wir von dem uns zugeordneten Fahrer und einem Hinweisschild „Plastic restricted Area“ begrüßt. Die postulierte Umweltfreundlichkeit endete jedoch schon beim Betanken der Jeeps. Dies geschah aus Kanistern mittels Trichtern aus abgeschnittenen, ausgedienten PET-Flaschen. Dass dabei einiges des Treibstoffes sein Ziel verfehlte und im sandigen Boden versickerte, wurde ganz entspannt in Kauf genommen. Der über dem Fluss liegende Nebel waberte entlang des Weges, über den wir in den Wald fuhren. Vor uns standen einige Hirsche auf dem Weg und daraus entwickelte sich ein Bild wie auf einem Gemälde, welches seinerzeit bei fast allen Großeltern über der Wohnzimmercouch hing.

Schon seit Mitte des 19. Jahrhunderts war Chitwan, das Herz des Dschungels, bei der feudal herrschenden Elite Nepals ein beliebtes Jagdrevier. Von Kathmandu aus war der Süden Nepals bis in die 1950er Jahre hinein nur sehr beschwerlich zu Fuß erreichbar, sodass die Großwildjäger für sich und ihr Gefolge komfortable Camps einrichten ließen, in denen sie über mehrere Monate hinweg wohnten. Hunderte von Tigern, Rhinozerosen, Leoparden und Lippenbären fielen ihnen zum Opfer. Im Jahre 1950 dehnten sich Wald und Grasland in Chitwan noch über 2600 km<sup>2</sup> aus und beheimateten 800 Nashörner. Bis Ende der 1960er Jahre wurde 70 % dieser Fläche gerodet und ein massiver Zustrom von Menschen aus Nepal und Indien setzte ein, welche die Region mehr und mehr landwirtschaftlich nutzten. Ab dem Jahre 1957 standen die Nashörner und ihr Habitat unter Schutz. Trotz dieser Bemühungen sank deren Bestand bis 1968 auf lediglich 95 Exemplare. Das Ausmaß der dafür verantwortlichen Wilderei veranlasste die Regierung, bewaffnete Rhino-Spähtrupps und ein Netzwerk von Wachposten zu etablieren. Aus dieser Vorarbeit entstand dann

1973 der Chitwan Nationalpark. Inzwischen hat sich der Bestand der urzeitlich ausschauenden Panzernashörner soweit erholt, dass einige davon in andere Nationalparks zum Bestandserhalt umgesiedelt werden konnten. Ebenfalls zeichneten sich Erfolge bei den anderen bedrohten Tierarten ab.

Die Vegetation wechselte zwischen Salwäldern, offenen Flächen und Lichtungen, die mit Elefantengras bewachsen waren. Aus der Ferne ragte einer der Wachposten aus der dicht und hoch bewachsenen Graslandschaft. Als wir näher kamen, sahen wir, dass ein Nashorn unter der Aussichtsplattform der Ranger gemütlich graste. Langsam, ganz langsam näherte sich unser Fahrer mit dem Wagen dem Tier. Es zeigte wenig Scheu, begab sich auf die uns abgewandte Seite des Bauwerks und lugte manchmal prüfend um einen der Betonstützen. Dass der Versuch, sich hinter diesem vielleicht zwanzig Zentimeter dicken Pfosten zu verstecken nicht gelang, war ihm womöglich nicht bewusst. Aus der Nähe sahen wir, dass an dem Nashorn einige blutige Wunden klafften.





Diese Verletzungen wurden ihm bei Kämpfen mit Artgenossen zugefügt, erklärte unser Guide. In diesem Zustand war dieses ach so gepanzerte Tier wirklich bedauernswert. Im weiteren Verlauf der Fahrt begegneten wir einer Familie Rhesusaffen, die sich in den Bäumen über Früchte hermachten. Einige Pfauendamen waren mit ihren Paschas unterwegs und dazwischen begegneten wir immer mal wieder Axis-Hirschen. Allgemeines Erstaunen löste die Sichtung von einigen Sambar-Hirschkühen aus. Diese dunkelbraunen Tiere waren wesentlich größer als ihre gepunkteten Artgenossen. Ungewohnt war der Anblick von zwei bewaffneten Rangern, die uns mit ihren Fahrrädern entgegen kamen.

Wir hätten das zweite Nashorn an diesem Tag nie entdeckt. Es stand gut getarnt im hohen Gras und zeigte uns partout nur sein Hinterteil. So sehr wir es uns wünschten, es drehte sich nicht in unsere Richtung. Hierbei wurde uns deutlich, wie sich das Fluchtverhalten von Tierarten änderte, wenn der Jagddruck wegfiel und es keine natürlichen Feinde gab.



Um Verluste durch Fressfeinde niedrig zu halten, bauten die Hanuman Languren, die uns nun begegneten, auf ihr Geschick und ihre hohe Anpassungsfähigkeit. Als Kulturfollower lebten diese Affen ebenso wie die unterschiedlichen Makakenarten, in oder zumindest in der Nähe zu menschlichen Siedlungen. Im Gegensatz zu den langarmigen Hangelkünstler waren drei junge Nepaluhus, die in einer Baumhöhle auf Nahrung warteten, nur mit Mühe auszumachen.

In dieser durch die umgebenden Flüsse modulierten Landschaft gab es überall Teiche und Tümpel. Diese Gewässer waren schon immer Anziehungspunkt für zahlreiche Tierarten. So konnten wir Schlangenhalsvögel sehen, die ihre gespreizten Flügel in der Sonne trockneten, während direkt daneben auf dem gleichen Holzstamm eine Wasserschildkröte Sonne tankte. Seit einiger Zeit beschäftigte uns die Frage, was das wohl für ein Baum sei, der fast blätterlos zu dieser Jahreszeit hier knallrote Blüten hervorbrachte. Als wir eine Gruppe Makaken in solch einem Baum beim Abernten dieser Blüten beobachteten, konnte uns unser Guide weiterhelfen. Es handelte sich um Kapokbäume, deren geografische Ausbreitung von den Tropen bis zu den Ausläufern des Himalayas reichte.

Verwitterte Hinweisschilder, die sich noch an Kreuzungen der Pirschpfade befanden, zeugten von der Zeit, als Touristen ihren gesamten Safariurlaub noch im Park verbringen durften. Damals existierten sieben Lodges innerhalb des nun unbewohnten und streng geschützten Areals. Dass hier nur noch geführte Touren durchgeführt werden durften, sorgte dafür, dass das dritte Nashorn des Tages nach einem kurzen Schnüffeltest ganz entspannt aus dem übermannshohen Elefantengras kam, um sich einen kühlen Platz in einem der zahlreichen Gewässer zu suchen. Nach einiger Zeit durchwatete das Nashorn den flachen Fluss und verschwand auf unserer Seite im Dickicht. Zeitgleich erschien dafür einer der rotbraunen

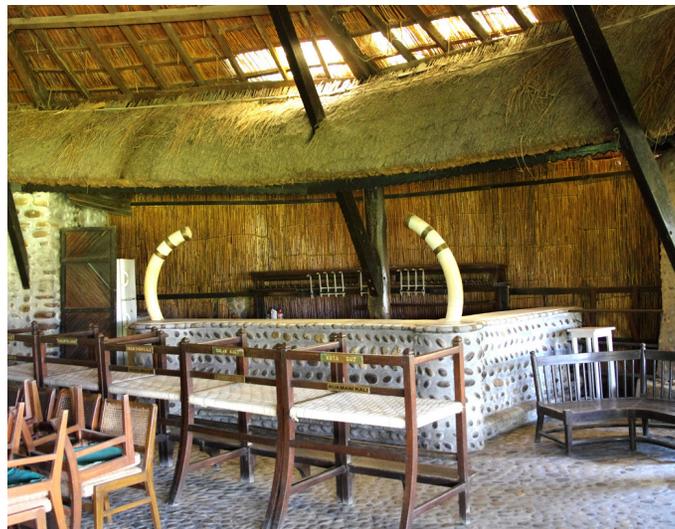
Muntjak-Hirsche. Es gab wohl auf der gesamten Fahrt kaum eine Minute, in der nicht irgendein Tier im Sichtfeld auftauchte und unsere Aufmerksamkeit auf sich zog. Mitten im Salwald trafen wir unvermittelt auf einen Militärstützpunkt. Fotografieren war hier strengstens verboten. Wer hier Ranger und wer hier Soldaten waren, wurde nie so ganz klar. Geschützt wurde hier zum einen die Natur, aber auch die Grenze zu Indien, die direkt am Chitwan Nationalpark verläuft. Für die Touristen gab es hier die Möglichkeit, die militärischen Toiletten zu besuchen.

Im weiteren Verlauf der Tour trafen wir auf Helfer aus einem der anliegenden Dörfer, die dabei waren, die desolaten Wege instand zu setzen. Die Notwendigkeit für diese Baumaßnahme wurde uns wenige Meter weiter deutlich. Der Mahindra blieb trotz seines Allradantriebs im tiefen Schlamm stecken. Mit vereinten Kräften wurde Unterlegmaterial zusammengetragen und so konnte der Fahrer den Wagen freiarbeiten.

Zum Glück gab es im weiteren Verlauf nur noch schlammfreie Wasserdurchfahrten. Wobei es schon bemerkenswert war, mit welcher Sicherheit der Fahrer den hochbeinigen Mahindra durch recht tiefe und breite Flüsse lenkte. Dabei verließ er sich ausschließlich auf ein paar Holzstecken, die für uns scheinbar willkürlich aus dem Flusswasser ragten. Kleinere Bachläufe waren mit einfachen Brücken aus Holzbohlen überspannt und kaum ein Hindernis für den Geländewagen. Auf dem Weg zum westlichen Ende des Parks mussten wir die einzige öffentliche Straße queren, die durch den Park führte. Die Madi-Road verband die gleichnamige Enklave, die zwischen der indischen Grenze und dem Nationalpark lag mit der Stadt Bharatpur. Auf der Landzunge, die wir ansteuerten, um unser Lunchpaket zu verzehren, trafen wir auf eine Gruppe von amerikanischen Schülern oder Studenten, die hier, - so wie wir - ihr Mittagessen einnahmen. Nachdem

ich gesättigt war, lehnte ich mich an einen Baum und beobachtete von dort durch mein Teleobjektiv die Lage auf der gegenüberliegenden Flussseite. Bereits nach einigen Minuten tauchte dort unser viertes Nashorn auf, lief zögerlich am Ufer entlang und durchquerte in einiger Entfernung den Fluss.

Auf der Rückfahrt machten wir zu meiner Freude einen Abstecher zu den Ruinen der Tiger Tops Jungle Lodge, die seit 2012 geschlossen war. Zwei Jahre zuvor wurden alle Konzessionen zum Betrieb von Unterkünften in dem Nationalpark gekündigt. Die Tiger Tops Jungle Lodge war der Vorreiter des Safariturismus auf dem indischen Subkontinent. Bereits 1964 wurde die erste Lodge, damals noch für Jagdausflüge, errichtet. Die beiden Gründer verkauften 1971 Tiger Tops an den britischen Abenteurer Jim Edwards. Jim verwandelte das Unternehmen in einen Tierbeobachtungsbetrieb, bei dem alle Jagdaktivitäten eingestellt wurden. Tiger Tops unterstützte auch die nepalesische Regierung bei der Einrichtung des Schutzgebietes und startete mit einem dauerhaften Monitoring des Tigerbestandes.





Noch immer waren die Ruinen der einstigen Premiumunterkunft ein Anziehungspunkt für Touristen. Als wir dort eintrafen, waren die Lodgegebäude bereits stark verfallen. Jedoch wurde die Anlage augenscheinlich noch bewacht und auch grundlegende Dinge in Betrieb gehalten. Die Unterstände für die Reitelefanten und die Aufstiegshilfen für die Touristen, die auf Elefantensafari gehen wollten, waren noch gut zu sehen. Vor den Unterkünften des Personals parkte ein Fahrrad, was uns in der Annahme bestärkte, dass hier noch gearbeitet wurde. Auf der Suche nach einer nutzbaren Toilette stieß ich auf diesen Arbeiter, der mich zu einem Rundbau schickte, in dem offensichtlich vormals das Restaurant und die Bar untergebracht waren. Ich betrat das Gebäude und war gespannt, was ich dort wohl vorfinden würde, denn seit der Schließung waren acht Jahre vergangen. Was ich jetzt sah, hätte ich niemals erwartet. Alles war so, als wären die letzten Gäste gestern Abend gegangen. Selbst das Mobiliar war noch immer komplett vorhanden, die Stühle feinsäuberlich auf den Tischen gestapelt, als wollte die Reinemachefrau am nächsten Morgen durchwischen. Zwei Elefantenstoßzähne zierten die Bar, hinter der noch eine fast leere Pril-Flasche stand. Die Toiletten waren - was die Ausstattung betraf - auf westlichem Standard, dazu sauber und voll funktionsfähig und auch, was in Nepal seltener der Fall war, frisches Toilettenpapier lag bereit.

Nach dieser Überraschung besuchten wir die ehemalige Aussichtsplattform, die direkt an der Uferböschung gebaut und nur noch über eine schmale Bohle erreichbar war. Dieses Bauwerk lud natürlich dazu ein, die bisherigen Erfolge bei der Pirsch und Beobachtung fortzuführen. Neben einem weiteren Muntjak tauchten tatsächlich Nashorn Nummer fünf und sechs auf der gegenüberliegenden Uferseite auf. Damit hatten wir bis dahin mehr als 1% der gesamten Nashornpopulation von Nepal kennengelernt.

Zur Abwechslung von den Dickhäutern hatten wir nun das Vergnügen, einem Bambi mit seiner Mutter und einem süßen Streifenhörnchen Gesellschaft zu leisten. Auch ein Pfau, der mitten auf dem Weg direkt vor uns sein Rad schlug, war eine sehenswerte Unterbrechung der Fahrt. Durch den Bachlauf ging es nun auf einer anderen Strecke zurück. Dabei trafen wir ein siebtes Panzernashorn beim Mittagessen auf einer offenen Fläche an. Was jedoch danach folgte, hatte sogar unseren Guide erstaunt. Wir kamen mit unserem Mahindra auf eine Weggabelung zu, wo uns plötzlich zwei Nashornbullen entgegenkamen. Hormongeschwängert in ihren Kampf vertieft, nahmen die urzeitlichen Kolosse uns und unseren Wagen erst gar nicht wahr. Es war mir nicht möglich, in diesem Moment in aller Ruhe zu fotografieren: Adrenalin in mir, wankender Geländewagen unter mir und dazu die in einer ungeheuren Geschwindigkeit dahin rasenden Nashörner! Das, was meine Kamera damals abspeicherte, waren ausschließlich verwackelte graue Massen vor verschwommenem Grün. In einer kurzen Kampfpause, in der ich



die Chance hatte, meine Kamera endlich einzustellen, gelang es mir, einen der Kontrahenten abzulichten. Aber schon ging die Raserei mit einem plötzlichen erneuten Angriff des zweiten Dickhäuters weiter. Kaum im dichten Dschungel verschwunden, brachen die beiden Kontrahenten Sekunden später wieder durch die Hecken am Wegesrand. Noch einige Sekunden konnten wir ihnen mit unseren Blicken folgen, bevor die beiden Kraftprotze endgültig im Dschungel verschwanden.

Während der Weiterfahrt benötigten wir noch eine ganze Weile, um das soeben Gesehene zu verarbeiten. Nach dieser actiongeladenen Szene tat ein Halt an einem größeren Teich gut. Hier hatten wir die Chance, in aller Ruhe verschiedenen Vögeln zuzuschauen. Weißstörche, - wie bei uns in Hessen - stakten auf der Suche nach genießbaren Amphibien durch das Wasser, ebenso wie einige Reiher. Auf den Baumkronen über dem Gewässer siedelte eine Kormorankolonie. Neben einem Krokodil hatte sich eine Entenfamilie niedergelassen. Am auffälligsten war jedoch ein Purple Swamphen, ein Purpurhuhn, das durch seine extravagante Färbung hervorstach und fast von uns unbemerkt lungerte ein Waran direkt neben unserem Wagen im hohen Gras.

Wir näherten uns dem Abschluss der Safari, aber noch war sie nicht vorüber. Es war tatsächlich ein zehntes Nashorn oder vielleicht doch eins, was wir bereits auf der Hinfahrt gesehen hatten, welches dort seinen Kopf neugierig aus dem Elefantengras hob. Ohne Scheu kam es zusehends näher, als ob es sich mit seinen kurzsichtigen Äuglein darüber versichern wollte, was es mittels seiner Nüstern soeben gerochen hatte.

Den letzten Stopp legten wir bei dem Gavia Aufzuchtzentrum ein. Wer Zuchtstationen für Krokodile oder Alligatoren kennt, hatte schon eine Idee, was uns hier erwartete. Trostlose Betonbecken, in deren gammeligem Wasser

oder auf deren Rand die Reptilien neben und übereinander lagen. In jedem Becken eine Altersklasse, von ganz klein bis schon ganz schön groß. Ein Teil der erwachsenen Tiere diente der Zucht, die anderen wurden ausgewildert. Das Ganze war nicht schön, aber hilfreich zum Erhalt dieser besonderen Krokodilart.



Am Aussichtspunkt trafen wir wieder auf das erste Panzernashorn des Tages, das noch immer im Schatten der Beobachtungsplattform graste und sich wohl auch von seinen schmerzhaften Verletzungen kurierte. Das letzte Stück bis zum Parkplatz der Geländewagen war schnell zurückgelegt. Dort angekommen, bedankten wir uns bei unserem Guide und unserem Fahrer für den tollen Tag quer durch die Ebenen des Chitwan Nationalparks. Zu Fuß waren es nur noch einige hundert Meter bis zur Anlagestelle der Fährboote. Genau auf uns und die anderen Touristen hatte der dreibeinige Affe gewartet und hoffte darauf, etwas Essbares zugesteckt zu bekommen.



Mit dem letzten Boot erreichten wir die Anlegestelle, die direkt unterhalb des „Rapti Beach Restaurant and Bar“ lag. Diese Lokation besuchten wir auch an unserem letzten Tag in Sauraha am Rande des fantastischen Chitwan Nationalparks.

Ein letzter Bootsmann stakete im Sonnenuntergang und vor der malerischen Kulisse des Dschungels sein Langboot entlang des Flusses, während sich die Silhouetten von sechs fliegenden Nashornvögeln gegen den blutroten Himmel abzeichneten.



## Buddha

Rajkumar war natürlich wieder pünktlich vor Ort. Die Nachfragen ergaben, dass er doch die gesamte Zeit in Sauraha geblieben war und bei Bekannten geschlafen hatte. Uns war bewusst, dass er für diese Zeit keinen Lohn erhalten würde und wahrscheinlich auch für die Kosten während dieser Wartezeit selbst aufkommen musste. Nachdem unser Gepäck in dem Toyota-Bus verstaut war, startete die heutige Reise in die Geburtsstadt von Buddha, Lumbini. Wie bereits zuvor bot auch die Fahrt über die hiesigen Fernstraßen allerlei Bemerkenswertes. Im Besonderen waren es immer wieder die für uns Europäer unvorstellbaren Transportmittel, die es lohnten fotografiert zu werden. Dazu zählten die fliegenden Matratzenhändler, die mit jeweils fünf bis sieben Matratzen auf dem Rücken von Haus zu Haus zogen, die Geflügelverkäufer mit ihren aus Holzruten geflochtenen Körben voller Hühner und Gänsen auf ihren Fahrrädern oder auch die waghalsigen Fahrradkuriere, die sich mit ihren dreirädrigen Rikshas zwischen den mächtigen Lastwagen durchzwängten.

Handwerk und Handel spielten sich überall auf den Randstreifen der Fernstraßen ab. Der Fahrbahnzustand und die Ausbaubreite der asphaltierten Strecken variierten ständig. Vierspurige Autobahnen wechselten abrupt zu gerade so zweisepurigen Straßen mit erheblichen Schlaglöchern. In einer Siedlung dominierten Schmieden das handwerkliche Angebot. Hier wurde auf offener Straße in glühender Holzkohle allerlei Handwerkszeug aus weißglühendem Stahl geschmiedet. Von Äxten über Hacken bis hin zu Schaufeln reichte das Angebot. Während der eigentliche Schmied, wahrscheinlich das Familienoberhaupt, das Werkstück zurecht hielt, hämmerten im Takt drei Personen, ob Mann oder Frau, umlaufend auf das heiße Metall ein. In solchen Momenten fühlten wir uns wie in ein riesiges Freilichtmuseum versetzt. Die Großstadt Butwal war an diesem Tag die absolute Krönung eines

Verkehrsmolochs. Da hier der gesamte Ost-West-Verkehr über eine einzige Brücke geführt werden musste, gab es auch keine Ausweichmöglichkeit. Auf einem mit Blattgold verzierten, mit Pagodendächern und den Augen Buddhas gekrönten Torbogen stand „Lumbini Gate 2011 Nepal“. Im krassen Gegensatz dazu die Straße, die ausschließlich aus Staub bestand und eine Verkehrsdichte, die man eher im Zentrum von Bombay erwartet hätte. Zusehends wurde die Luft, wenn man das Gemisch aus Abgasen und feinstem Staub überhaupt noch so nennen durfte, für unsere Blicke und die unseres Fahrers undurchdringlicher. Auf der Fahrbahn ließen sich nur noch schemenhaft die Fahrzeuge,



eine Herde Schafe, eine weitere Herde Wasserbüffel und verschiedene Baumaschinen erkennen. Ein Tankwagen versuchte das Staubaufkommen durch herausrieselndes Wasser einzudämmen, mit allerdings nur mäßigem Erfolg. Plötzlich auftauchende Sand- und Steinhäufen führten folglich zu sehr abrupten Lenkbewegungen, denen glücklicherweise nichts entgegen stand oder besser, nichts entgegen kam. Eine riesige Baustelle war das Ziel einiger der vielen schwerbeladenen Lastwagen. Hier am Rande

der Stadt entstand der neue internationale Airport, auf dem zukünftig die Buddhisten aus aller Welt auf ihrer Pilgerreise zum Geburtsort ihres Erleuchteten ankommen sollen.



Erleichtert, den Stadtverkehr hinter uns gelassen zu haben, näherten wir uns Lumbini, genauer gesagt dem Hotel „Buddha Garden“ direkt an der Fernstraße nach Lumbini. Unser Fahrer Rajkumar hatte nicht damit gerechnet, dass die Hotelanlage ein ganzes Stück außerhalb des religiösen Zentrums lag. So waren wir förmlich an der dazugehörigen Einfahrt vorbeigerauscht. Hier auf diesem Teilabschnitt der Fernstraße diente die zweite Spur vorwiegend als Liegefläche für müde, heilige Kühe und ließ daher eine durchaus zügige Fahrweise zu.

Lumbini ist der Überlieferung nach der Geburtsort Siddhartha Gautamas. Der Ort liegt nur wenige Kilometer nördlich der Grenze zu Indien. Das Pilgerzentrum mit seinem gut fünf Quadratkilometer großen Areal, dem Friedenspark, wurde im Jahr 1997 von der UNESCO als Weltkulturerbe eingestuft. Siddhartha Gautama wurde 563 v. Chr. geboren, lehrte später als Buddha und wurde als solcher der Begründer des Buddhismus. Er wird im Allge-



meinen als „der historische Buddha“ bezeichnet. Über die Jahrhunderte etablierte sich die hiesige Pilgerstätte. So entstanden in den letzten zwei Jahrzehnten zahlreiche Tempel, Klöster und Unterkünfte für die Pilger. Weltweit sind daher die buddhistischen Gemeinden bemüht, hier ein eigenes Gebäude zu errichten. Mit dem Lotustempel, der auch als Drigung Kagyud Dharmaraja bezeichnet wird, haben die deutschen Buddhisten einen der beachtenswertesten und kunstvollsten Tempel errichtet und somit ihren Beitrag zu diesem Projekt geleistet.

Rajkumar setzte uns bei einem der Eingänge ab und wir vereinbarten einen Zeit- und Treffpunkt für die Rückfahrt ins Hotel. Das Ausmaß der Gesamtanlage wurde uns erst richtig bewusst, als wir die zentrale Achse erreicht hatten. Die Friedenspagode, wo uns unser Fahrer abholen sollte, lag am gegenüberliegenden Ende, etwa vier Kilometer Luftlinie entfernt und mit bloßem Auge kaum erkennbar. Aufgrund dieser Ausdehnung standen am Eingang Fahrer mit Elektro-Tuk-Tuks bereit, um Pilger und Touristen durch den Park zu kutschieren.

Am südlichen Ende auf einer Halbinsel eines künstlich angelegten runden Sees rund um den Maya-Devi-Tempel lag das historische und religiöse Zentrum mit seinen Sehenswürdigkeiten. Maya Devi ist der Name von Siddhartha Gautamas Mutter, die hier an einen Salbaum gelehnt ihn entbunden haben soll. Entlang des Seeufers umkreisten wir diese Fläche und beäugten aus der Entfernung die historischen Elemente, darunter die Säule, die der Herrscher Ashoka nach seiner Konvertierung zum Buddhismus im Jahre 249 v. Chr. hier errichten ließ, aber auch einen Ableger des Bodhi-Baums, unter dem Buddha seine Erleuchtung gehabt haben soll. An Seilen, die von diesem Baum aus gespannt waren, hingen Tausende bunte Gebetsfahnen, unter denen es sich einige Pilger zum Zwecke der Meditation bequem gemacht hatten. Vor dem Eingang zu diesem abgezaunten Gelände gab es

einen Kontrollpunkt und riesige Schuhregale, denn der Eingang war nur barfuß möglich. Die Ausmaße des Friedensparks vor Augen, verzichteten wir auf einen Besuch dieses historischen Teils der Anlage.

Ein künstlich angelegter, schnurgerader Kanal erstreckte sich über eine Strecke von ungefähr einem Kilometer und bildete so eine optische Verbindung zwischen dem heiligen Garten mit dem exakten Geburtsort von Buddha und der Friedenspagode. Bis zum Kanal war eine breite gut gepflasterte Straße angelegt. Diese führte ebenso gradlinig wie der Kanal zu der ewigen Flamme des Friedens, die hier in einer Schale aus Stein loderte. Bevor wir diese jedoch erreichten, mussten wir an einer übermannsgroßen, vergoldeten Statue des Baby-Buddhas vorbei. Dieses Abbild eines stehenden, pummeligen Siddhartha Gautamas, der angeblich direkt nach der Geburt bereits laufen und sprechen konnte, erinnerte eher an eine Comicfigur aus der Feder von Walt Disney oder an den „Goldenen Otto“ der von der Jugendzeitschrift Bravo verliehen wurde.



Eine Gruppe von Mönchen in ihren typischen orangeroten Wickelgewändern kam uns hier entgegen. Auf den Schultern trugen sie in gleichfarbigen Überzügen ihre Sonnenschirme und in Umhängetaschen, natürlich ebenfalls in dem Orangerot, die sonstigen Utensilien, die sie für eine erfolgreiche Meditation brauchten. Barfuß, in Sandalen mit oder ohne Strümpfe oder nur mit Strümpfen, machten sie ihrer Bezeichnung Wandermönche alle Ehre. Neben den traditionellen Accessoires trugen einige auch RayBan Sonnenbrillen, nutzten Smartphones und hielten die sakrale Atmosphäre mittels einer Canon Spiegelreflexkamera fest. - Ganz wie im normalen Leben!

Vor uns lag nun die künstliche Wasserstraße, die auch als Transportweg genutzt wurde. Zwei Boote, deren Antrieb mittels abenteuerlicher Motor-Schrauben-Konstruktionen erfolgte, beförderten Besucher auf diesem Weg. Wir verließen den Weg entlang des Kanals, um einige der neu erbauten Tempel zu besichtigen. Unterwegs zu dem nepalesischen Bauwerk trafen wir auf einen Sadu in einer ungewohnt cremeweißen Bekleidung. Dieser Asket hatte seit langer Zeit auf einen Besuch beim Friseur verzichtet. Er selbst war vielleicht eineinhalb Meter groß und reichte Heike gerademaß bis zur Schulter. Er hatte seine Haare geschickt auf dem Kopf zusammen gewickelt und verknotet. Als er diesen Knoten öffnete, kam eine Haarlänge von knapp zwei Metern zum Vorschein. Er bat darum, dass Heike sich neben ihn stellte und ich ihn mit Heike fotografieren sollte, was dann auch so geschah. Das ganze natürlich für ein paar Rupien.

Wir gelangten über einige Schleichwege zu dem nepalesischen Sakralbau in Form des Stupa Boudhanath in Kathmandu. Scheinbar war das Areal des Friedensparks in rechteckige Flächen geteilt und dann den jeweiligen Ländern zugeteilt worden. Für die Wegeverbindungen fühlte sich danach wohl niemand mehr zuständig und so sahen die Wege dann auch aus. Während die bebauten

Flächen schick herausgeputzt waren, konnte man diese oft nur mühsam erreichen. Die schiere Anzahl der Tempel erschlug uns fast schon. Dazu kamen die Ausschmückung der Bauwerke mit goldenem Zierrat und farbigen Bemalungen, die uns staunen ließen. Ob thailändisch, kambodschanisch, französisch – egal - jedes Land hatte versucht, seine Baukunst miteinzubringen. Teilweise waren die Tempelbauten noch in der Entstehungsphase und Armierisen ragten aus den Betonbauteilen. Auf einer der Baustellen wurde gerade ein freitragendes Bambusgerüst aufgestellt. Die Konturen der bereits aus Beton gegossenen Strukturen ließen auf einen malaiischen oder indonesischen Baustil schließen. Bummelnd erreichten wir



dann den deutschen Tempel, der sich im davor liegenden Lotusteich spiegelte. Während die anderen Gebäude nur selten belebt waren, standen hier Touristen wie Pilger am Einlass an. Dies lag zum einen an der berausenden Schönheit der Gebäude, aber auch an der Tatsache, dass gerade ein Friedensgebet stattfand. Während dem „15th Prayer for World Peace 2020“ hatten sich hier Mönche versammelt, um vom 24. Februar bis zum 9. März durchgängig zu beten. Über Lautsprecher wurde das scheinbar ununterbrochene Murmeln des Vorbeters übertragen. Um dem Geschehen näher zu kommen, zogen wir unsere Schuhe aus, deponierten diese an einem gut merkbaren Ort und betraten das Gelände. Als wir dann in den von



drei Seiten offenen Aschram schauten und einen Blick auf die Decken und Wandgemälde werfen konnten, waren wir gänzlich „von den Socken“. Die Farbintensität und die Detailverliebtheit waren unvergleichlich. An der geschlossenen Wandseite reichten gläserne Schreine bis unter die vielleicht acht Meter hohe Kuppeldecke. Ich schätzte, dass etwa achtzig Gläubige unterschiedlichsten Alters auf Teppichen knieten, an niedrigen Tischen saßen und dem Vorbeter oder ihrem Nachbarn lauschten. Gerade den jugendlichen Mönchsschülern fiel es schwer, die Aufmerksamkeit hochzuhalten. Der Tempel war von einem sehr gepflegten Garten umgeben, in dem die sieben Schritte des Buddhas bildhauerisch dargestellt waren.

Unsere Schuhe waren fast noch exakt da, wo wir sie deponiert hatten. Unter den Schlappen, die das Meer aus Schuhen dominierten, waren meine Wanderschuhe auch gut auszumachen. Nachdem wir uns am Rand des Lotusteichs unsere Treter wieder geschnürt hatten, machten wir uns auf die letzte Etappe im Friedenspark. Über schlammige Wege und durch halbfertige Baustellen erreichten wir wieder den Kanal. Dieser endete an einem schön gepflasterten Platz, umgeben von den interessanten Gebäuden des Buddha-Museums. Zur Friedenspagode war weder ein Eingang zu erkennen noch eine Wegeführung. Daher ging es einmal mehr gerade durch die Baustelle. Diese wiederum endete an der Hauptstraße, die hier den Park durchschneidet. Auf der Gegenseite erwartete uns nur eine Art Baustellenstraße. In Ermangelung einer Alternative nutzten wir diesen Weg, schließlich galt es, die Friedenspagode zu erreichen, da wir dort von Rajkumar demnächst abgeholt werden würden.

Das Gelände um den Friedenspark herum gilt als wichtiges Feuchtgebiet, das den Zugvögeln als Zwischenstopp diente. Auch wenn wir keine wandernden Kraniche entdeckten, hatten wir wenigstens einen der wichtigen Aasfresser, einen indischen Marabu, zu Gesicht

bekommen. Glücklicherweise konnten wir mit der Navigationsfunktion des iPhones die offizielle Zufahrt zur Pagode und dann schließlich auch das Bauwerk selbst finden. Wir trafen dort nur wenige Besucher an. Auf dem großen Parkplatz standen lediglich drei PKWs und ein Bus. Dass diese Pagode ebenfalls von der buddhistischen Gruppe aus Japan finanziert, geplant und errichtet wurde, wie die in Pokhara, erkannte man schnell. Von der Form war sie identisch, von den Dimensionen einfach nur größer. Noch einmal galt es Stufen zu erklimmen, Buddhas zu bestaunen und den Blick in Richtung des Heiligen Gartens mit Buddhas Geburtsort zu werfen. Von der Wanderung, dem feuchtwarmen Klima und den Impressionen erschlagen, zogen wir es nun vor, im Schatten neben einem Kiosk den Kuhreihern zuzuschauen und auf unseren Shuttleservice zu warten.

Rajkumar erschien wie immer pünktlich, begrüßte uns freundlich und brachte uns durch die Stadt zurück zum Hotel. Die Straßen der Stadt standen im totalen Kontrast zu den Straßen und der Sauberkeit im Friedenspark. Buddha, der hier von allen so hoch verehrt wird, stand verstaubt mit erhobenem Zeigefinger mahnend und einsam auf einer Säule eines Kreisverkehrsplatzes inmitten von Erdaushub, Betonbrocken, zerborstenen Rohrleitungen und rostigen Baumaschinen. Nur die lärmenden Hochzeitsgesellschaften gaben dem trostlosen Grau ein paar farbige Akzente.

Im Hotel angekommen, galt es Abschied von unserem Freund und Fahrer zu nehmen. Wir dankten ihm und er uns für die gute Zeit, die wir in den vergangenen Tagen miteinander erlebt hatten. Er würde zur Sicherheit in der Gegend übernachten und falls der indische Fahrer nicht kommen würde, wäre er schnell bei uns, um uns zur indischen Grenze zu bringen, versprach uns Rajkumar. Er war der Meinung, die indischen Fahrer wären bei weitem nicht so zuverlässig wie die Nepali.





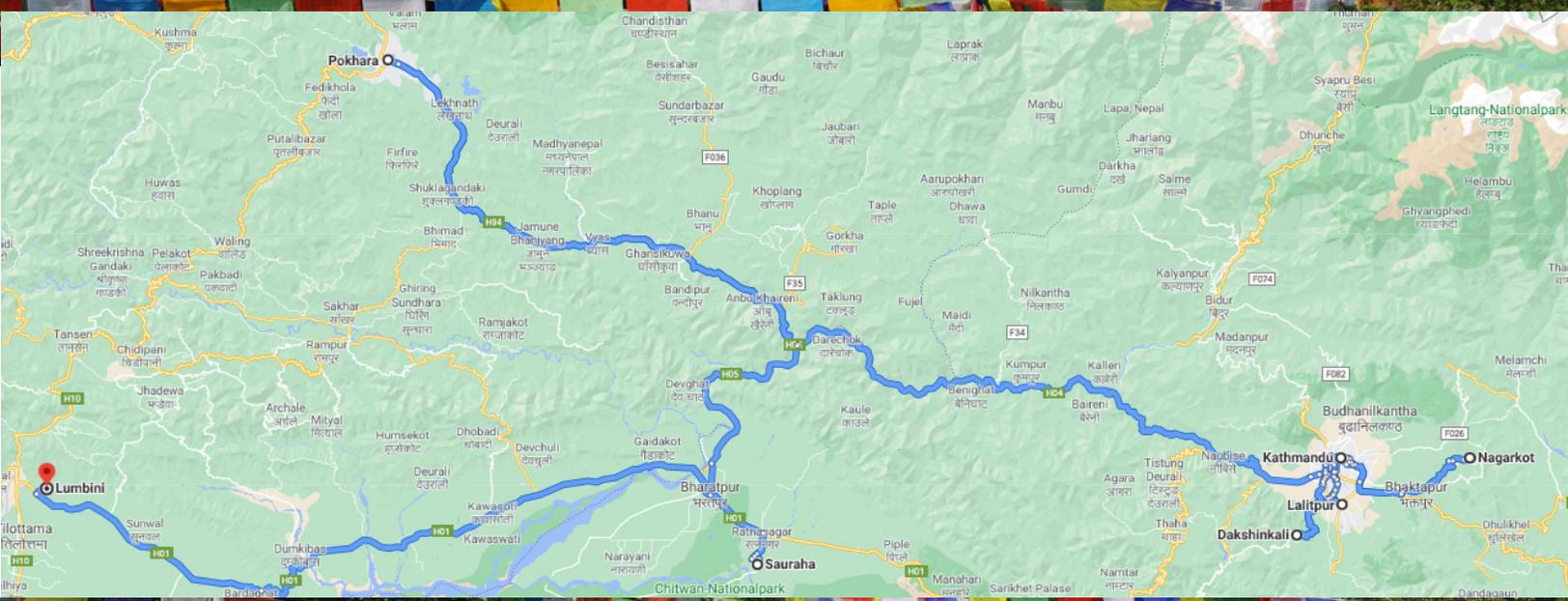
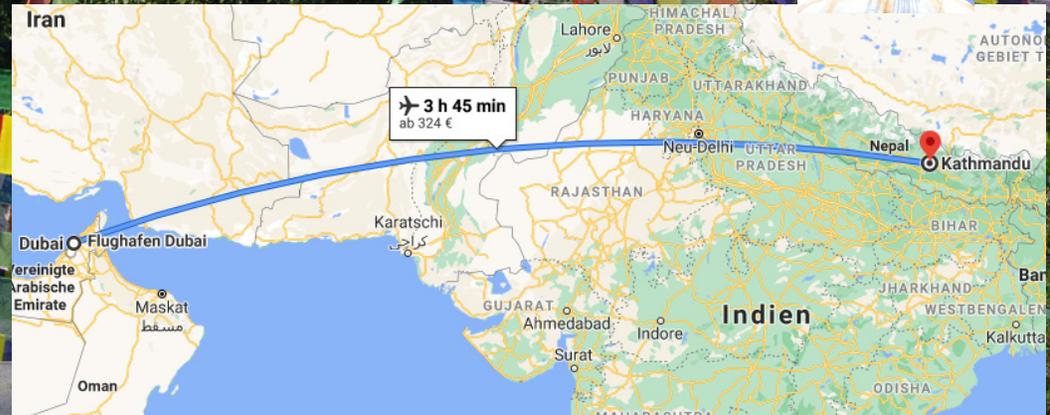
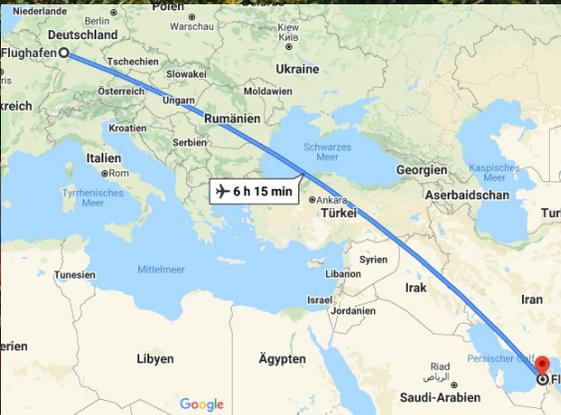














Dieses Buch ist nicht verkäuflich.

Aber wenn Sie nun, nachdem Sie am Ende des Reisetagebuches angelangt sind, das Gefühl haben es hätte sich auch gelohnt das Buch käuflich zu erwerben, möchte ich Sie um eine angemessene Spende bitten:

CLaSH Windhoek, Kindertagesstätte für gehörlose Kinder  
Commerzbank AG DE15 3008 0000 0211 3508 12

Impressum:

Text, Layout: Dirk Haas

Bilder: Dirk & Heike Haas

Zeilstraße 8, 35418 Buseck